

Vermüftet wird die Welt; die Keltern werden getreten, die Trübsal ist gekommen. Es liegt in deiner Hand, was sie sein soll: Prüfung oder Strafe. Wie sie dich findet, so wirkt sie an dir. Die Trübsal ist ein Feuer; findet sie dich als Gold? Dann nimmt sie die Schlacken. Findet sie dich als Spreu? Dann wandelt sie dich in Asche!

Augustinus

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Wichtige Beschlüsse der deutschen Bischöfe Auf der diesjährigen Bischofskonferenz, die vom 11. bis 13. August in Fulda stattfand, haben die deutschen Bischöfe unter anderem folgende Beschlüsse gefaßt:

Arbeitsvermittlung durch die Caritas

„Die Konferenz der Bischöfe unterstützt nachdrücklich die Bestrebungen um gesetzliche Wiederzulassung der caritativen Verbände zur nichtgewerbsmäßigen Arbeitsvermittlung, vor allem für Hausgehilfinnen. Das für viele sich überaus segensreich auswirkende Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 16. 7. 1927 (in der neuen Fassung vom 12. 10. 1929) wurde in der nationalsozialistischen Zeit aufgehoben, und das Recht der Stellenvermittlung den caritativen Verbänden widerrechtlich entzogen. Seine Wiederherstellung wäre ein Akt der Gerechtigkeit, der Sorge für das Volkswohl und indirekt eine Förderung der Seelsorge.

Gegen die Spielbanken

Die schlimmen Einwirkungen einer Spielbank auf einzelne, auf bestimmte Volksschichten und auf die Sittlichkeit des Gesamtvolkes sind mit dem Wesen einer solchen Einrichtung so eng verknüpft, daß sie als unvermeidbar angesehen werden müssen. Der finanzielle Ertrag der Spielbank kann diese sittlichen Gefährdungen nicht aufwiegen. Der deutsche Episkopat hält es deshalb für seine Pflicht, vor Zulassung und Errichtung von Spielbanken ernstlich zu warnen.

Gegen die Sportmensen

Die ehemaligen schlagenden Korporationen versuchen auch in katholischen Kreisen Propaganda zu machen, indem sie an Stelle der ehemaligen Bestimmungsmensen sogenannte ‚Sportmensen‘ einführen und den Glauben erwecken, die Sportmensen fielen nicht unter die kirchlichen Strafbestimmungen. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß zwischen der Sportmensen und der ehemaligen Bestimmungsmensen kein wesentlicher Unterschied besteht. Die Sportmensen ist ihrer ganzen Ausführung und Absicht nach auf (blutige) Verletzung gerichtet und

trägt somit den Charakter einer Verfehlung gegen das Fünfte Gebot in sich. Sie ist geeignet, einer falschen Vorstellung von Ehre und Verteidigung Vorschub zu leisten. Die katholischen Studenten werden dringend davor gewarnt, den Werbungen ehemals schlagender Korporationen nachzugeben.

Die gleitende Arbeitswoche

Die Bischofskonferenz nimmt entschieden Stellung gegen die Entweihung des Sonntags, wie sie durch die gleitende Arbeitswoche bedingt wird, und beschließt, die beigegebenen Leitsätze in geeigneter Form an die Öffentlichkeit zu geben.

1. Die ‚gleitende Arbeitswoche‘ nimmt dem Sonntag seinen Charakter als Tag des Herrn und stellt ihn völlig den Werktagen gleich.

2. Die Abschaffung des Sonntags durch die gleitende Arbeitswoche verstößt gegen das an sich göttliche Gesetz der Sabbatruhe (Gen. 2, 2); der Charakter dieses Gebotes ist nicht dadurch geändert worden, daß die Kirche durch positive Anordnung den Tag des Herrn auf den Sonntag verlegt hat.

3. Die Abschaffung des Sonntags durch die gleitende Arbeitswoche gefährdet das religiöse Leben des Arbeiters, da er an den meisten Sonntagen nicht mehr am gemeinsamen Gottesdienst der Pfarrfamilie teilnehmen kann. Der Hinweis, der Arbeiter könne sich an den wenigen Sonntagen, die im Rhythmus der gleitenden Arbeitswoche arbeitsfrei sind, besonders intensiv oder an den arbeitsfreien Werktagen privat religiös betätigen, verkennt die Bedeutung der regelmäßigen und gemeinsamen Sonntagsheiligung.

4. Die Abschaffung des Sonntags durch die gleitende Arbeitswoche gefährdet das Familienleben. Der Vater wird seine schulpflichtigen Kinder nur noch jede dritte Woche, und auch dann nur werktags sehen, da an den übrigen Sonn- und Werktagen entweder er selber zur Arbeit ist oder die Kinder in der Schule sind. Wenn die Kinder jedoch nach der Schulentlassung selber berufstätig sind, wird die Familie kaum jemals beisammen sein können, da die arbeitsfreien Tage durch die gleitende Arbeitswoche für die einzelnen Familienangehörigen ganz verschieden anfallen. Für ein inniges und glückliches Familienleben sowie für die Pflege der Beziehungen zu Verwandten und Freunden (Besuche) ist der Sonntag unentbehrlich.

5. Nach christlicher Auffassung ist die Sonntagsarbeit nur dann erlaubt, wenn sie nicht bloß vorteilhaft, sondern notwendig ist. So kann z. B. der Verzicht auf die Sonntagsruhe von der Liebe zum Nächsten geboten sein, den der Ausfall wichtiger Versorgungsbetriebe (Wasser, Licht, Bahn, Post usw.) beschweren würde. Auch gibt es im komplizierten modernen Wirtschaftsapparat notwendige Produktions-Kontinuitäten, z. B. in chemischen Werken, wo chemische Prozesse nicht unterbrochen werden können, weil sonst die Produkte verderben. Da auch Werke (dieser Art) bisher die Sonntagsruhe eingehalten haben, wird sich nicht nachweisen lassen, daß die gleitende Arbeitswoche eine Notwendigkeit im Sinne der obigen Ausführungen sei. Bloße Vorteile für das Werk und die Arbeiter (Senkung der fixen Kosten, kürzere Arbeitszeit, hohe Zuschläge für Sonntagsarbeit und dergl.) berechtigen nicht zur Abschaffung des Sonntags durch die gleitende Arbeitswoche. Es ist irrig, Entscheidungen, die das sittliche und religiöse Gebiet berühren, nur danach zu beurteilen, ob die Produktion steigt oder die Arbeitszeit verkürzt werden kann. Gerade in unserer vom Materialismus bedrohten Zeit ist es dringend notwendig, auf alle den Menschen erfüllenden und erhebenden Werte hinzuweisen. Dazu gehören nicht nur gute Löhne und kurze Arbeitszeiten oder eine immer komfortablere Versorgung mit Wirtschaftsgütern, sondern auch, und zwar an erster Stelle, jene Werte, die dem sittlichen, geistlichen und religiösen Bereich angehören, z. B. die Familie, die Pfarrfamilie, das persönliche religiöse Leben, die Ehre Gottes.

6. Der Hinweis auf den verhältnismäßig geringen Prozentsatz von 7,71% der Belegschaft, der von der geplanten Neuregelung betroffen wird, vermag die Bedenken gegen die gleitende Arbeitswoche nicht zu entkräften. Dieses Beispiel wird Schule machen. Es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß auch andere Werke die vorgesehene Methode übernehmen werden. Den Nachweis zu erbringen, daß eine solche Regelung vorteilhaft sei, wird den meisten nicht schwer fallen.

7. Nach christlicher Auffassung ist der Sonntag nicht eine bloße Pause zu neuer Arbeit, sondern der Tag der Ehre Gottes, der inneren Erhebung und der Freude und des Glückes in der Familie. Seine Abschaffung durch die gleitende Arbeitswoche wird sich auf die Dauer durch die weitere Verkümmern des sowieso schon sehr geschwächten Arbeitsethos auch für den Betrieb selber schädlich auswirken. Eine Untersuchung über die Beziehungen zwischen Sonntagsheiligung und Arbeitsethos dürfte zu verblüffenden Erkenntnissen führen. Statt den Sonntag zum Werktag zu machen, sollte die Wirtschaft danach streben, auch den Samstag in die Arbeitsruhe einzubeziehen, um den Menschen mehr Zeit zur Besinnung, zum Gotteslob und zur Pflege des Familienlebens zu geben. Das setzt freilich voraus, daß der moderne Mensch die weitverbreitete innere Leere überwindet und für jene Werte wieder ansprechbar wird.“

Weiterhin beschloß die Konferenz einen Aufruf zugunsten der noch in Frankreich befindlichen Kriegsgefangenen, der zu gegebener Zeit der Öffentlichkeit bekanntgemacht wird.

Vierhundertjahrfeier Am 31. August 1552 erteilte Papst des **Germanicum** Julius III. die kanonische Bestätigung für eine der hervorragendsten Gründungen des heiligen Ignatius von Loyola, das Päpstliche Deutsch-Ungarische Kolleg in Rom, kurz „Germanicum“ genannt, das zur

Heranbildung von Priestern für die Länder des Heiligen Römischen Reiches und ihre Nachbarstaaten bestimmt wurde und dieser Aufgabe seit nunmehr 400 Jahren gedient hat. Um das Germanicum werden in andersgläubigen und auch in manchen katholischen Kreisen gewisse Mythen gewoben, zu deren Aufhellung die Jubiläumsrede des Heiligen Vaters und folgende Tatsachen beitragen:

Das Kolleg steht als Konvikt und Priesterseminar unter Leitung der Jesuiten. Die Studierenden machen ihre wissenschaftlichen, philosophischen und theologischen Studien in einem durchschnittlich siebenjährigen Kursus an der Päpstlichen Gregorianischen Universität, deren Dozenten ebenfalls dem Jesuitenorden angehören. Sie verpflichten sich in der Regel, danach als Weltpriester in den Dienst ihrer Heimatdiözesen zu treten. Nach der letzten vorliegenden Statistik gibt es 572 „Altgermaniker“, 218 in Deutschland, 72 in der Schweiz, 68 in Österreich, 51 in Italien (besonders Südtirol), 43 in Ungarn, 28 in Jugoslawien, 19 in Amerika, 15 in Rumänien, 12 in der Tschechoslowakei, 10 in Luxemburg, 6 in der Übersee- mission und 30 in verschiedenen Ländern. Im Kolleg studieren 111 Alumnen. Von den Altgermanikern sind 30 Bischöfe, im deutschen Sprachgebiet die Erzbischöfe Rauch von Freiburg, Wendel von München und die Bischöfe Dietz von Fulda, Döpfner von Würzburg, Geisler von Brixen, Kempf von Limburg, König, Koadjutor von St. Pölten, Köstner von Klagenfurt, Lommel, Koadjutor von Luxemburg, Schröffer von Eichstätt, Wehr von Trier, Zauner, Koadjutor von Linz, und die Weihbischöfe Bydolek in Hildesheim, Landgraf in Bamberg, Pietsch in Graz und Stein in Trier. 49 Altgermaniker sind in Domkapiteln und Diözesankurien tätig, 14 leiten als Regens ein Priesterseminar, 82 wirken an Hochschulen und 10 an Priesterseminaren als Professoren, 39 sind Religionslehrer, 118 Pfarrer und 55 Kapläne.

Wie der Papst in seiner Ansprache hervorhob, ist die vielfach verbreitete Ansicht, die Germaniker seien als Bischöfe und für die führenden Stellen prädestiniert, oder gar, diese seien ihnen vorbehalten, unsinnig. Sie wirken zumeist im Dienst der Seelsorge und Erziehung. Eben- sowenig besteht unter ihnen inmitten des übrigen Klerus eine geheime Organisation oder ein Gegensatz zu den anderen Priestern. Wenn sie sich, wie der Heilige Vater sagte, durch ein besonderes „sentire cum Ecclesia“ hervorheben, handelt es sich dabei weder um eine Eigenschaft, die sie von allen anderen Priestern unterscheidet, noch viel weniger um untergründige Verbindungen mit der Päpstlichen Kurie, sondern um die Selbstverständlichkeit, daß Menschen, die lange Jahre ihrer Jugend in Rom verbrachten, eine besonders herzliche Verbundenheit mit der Ewigen Stadt besitzen werden. Es entbehrt auch jeder Begründung, aus der Tatsache, daß das Kolleg während des Konzils von Trient entstand, zu folgern, daß es noch heute seinen Zöglingen einen besonderen Auftrag für ihr Wirken mitgebe oder daß deren Auswahl schon im Hinblick auf einen solchen getroffen werde. Auch haben die ehemaligen Alumnen keine Verpflichtungen gegenüber dem Jesuitenorden. Das Germanicum zeichnet sich unter sonstigen theologischen Bildungsanstalten nur durch Tradition und Lage aus, zwei Bildungsfaktoren, die sehr mächtig, aber alles andere als geheimnisvoll oder exklusiv sind.

Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten gewährte Papst Pius XII. dem Germanicum und den etwa achtzig nach Rom ge-

kommenen Altgermanikern eine Spezialaudienz. In seiner Ansprache betonte der Heilige Vater in einem geschichtlichen Rückblick die wohlwollende Fürsorge der Päpste und des Jesuitenordens für das Kolleg. Das Germanicum habe vom Jesuitenorden ein doppeltes kostbares Erbe überkommen: die solide Ausbildung seiner Alumnen in der Philosophie und Theologie und eine echte priesterliche Frömmigkeit im Sinne des ignatianischen Exerzitienbüchleins. Auf die Gegenwart überleitend, fuhr der Papst fort:

„Wir leben in einer Zeitenwende voll von sich fortlaufend ablösenden Umbrüchen. Die Kirche beobachtet den Gang der Entwicklung offenen Auges, aber auch mit innerer Sicherheit. Sie ist gerne bereit, sich anzupassen, wo ihre Aufgabe es verlangt; sie weiß aber auch, daß sie Werte besitzt, die sich nie ändern und immer gleich hoch im Kurs stehen. Zu ihnen gehört jenes doppelte Erbe, von dem Wir eben sprachen . . . Was die Studien angeht, wären Wir aus euch verständlichen Gründen fast geneigt, das Wort „Philosophie“ heute zu unterstreichen; freilich erhellt die Tragweite der christlichen Philosophie ganz erst aus den Tiefen der Offenbarung und dem Studium der Theologie. Und was die Aszese des Exerzitienbuchs angeht, so möchte man glauben, der heilige Ignatius habe es eigens für unsere Zeit geschrieben . . .“

Über die Germanikerbischöfe sagte der Papst: „Die Zahl der gegenwärtigen Germanikerbischöfe im deutschen Sprachbereich ist nicht unbedeutend. Sie ist jedoch bei weitem nicht so hoch wie in vergangenen Zeiten, wie z. B. ums Jahr 1680, als 16 deutsche Bischöfe Altgermaniker waren. Es ist aber richtig, daß die Germanikerbischöfe im 20. Jahrhundert zahlreicher sind als im 19., trotzdem das letztere sicher als Zeit des Aufstiegs und der Blüte des Kollegs anzusprechen ist. Es wäre aufschlußreich, den Gründen für den berührten Unterschied nachzugehen. Sie liegen übrigens ziemlich an der Oberfläche. Für die letzten Jahrzehnte und die Gegenwart können Wir nur eines sagen: Wo Altgermaniker zu Bischöfen bestellt wurden, ergab sich die Entscheidung durchgängig ohne besonderes Zutun aus der Lage der Dinge und auch nach dem Wunsch der im Heimatland selbst Mitwirkenden.“

„Eines hat man — Freund wie Feind — von den Altgermanikern immer erwartet: Papsttreue, das ‚sentire cum Ecclesia‘, und sie haben jene Erwartung nicht enttäuscht. Es würde der Weihe dieser Stunde etwas fehlen, wenn Wir dies nicht erwähnten. Wir möchten es aber so tun, daß Unser Wort der Anerkennung auch alle anderen eurer Mitpriester anspreche, die der Kirche und dem Papst von Herzen treu ergeben sind. Liebe zur Kirche und Treue zum Papst ist ein Herzstück der Liebe zu Christus und, wenn echt, von dieser nicht zu trennen. Was ihr vor den anderen voraushabt, ist das langjährige Erleben der Roma Aeterna, Roms als des Mittelpunktes der katholischen Kirche: ein kostbares Erlebnis, gewoben aus der Erfahrung, daß die Güte und Menschenfreundlichkeit des Erlöserherzens doch den Grundton angibt in der Regierung der Kirche, aus dem Innwerden, wie weltweit die Kirche ist und wie weltweit sie die Herzen macht, und aus dem unvergeßlichen Eindruck großer Stunden, an denen Rom und besonders St. Peter wahrlich nicht arm ist.“

Den aktiven Alumnen legte der Heilige Vater besonders die Hausdisziplin, die „nach einer lobenswerten Tradi-

tion“ in ihrer Handhabung unter Mitverantwortung der Studenten steht, und das Gebet als Mitte priesterlichen Lebens ans Herz.

Eine subventionierte Im Universum-Verlag, Frankfurt am **Geschichtsklitterung** Main, ist eine „Synchronoptische Weltgeschichte“ von Arno und Anneliese Peters erschienen. Das Werk wurde, wie der Verlagsprospekt berichtet, „mit Unterstützung deutscher Kultusministerien und auf gemeinnütziger Grundlage“ herausgegeben und kostet als eine so subventionierte Veröffentlichung DM 24.—, ein Preis, für den ein technisch so kostspieliges Werk mit normaler Kalkulation nicht hergestellt werden kann. Man muß es begrüßen, wenn der Staat etwas dazu beiträgt, möglichst vielen Interessenten die Hilfsmittel für eine geistige Orientierung und Klärung zugänglich zu machen. Doch hat die Sache auch eine andere Seite. Ein Werk, das mit Hilfe von Subventionen zu so billigem Preis auf den Büchermarkt kommt, wird dadurch der Konkurrenz enthoben und genießt eine gewisse Monopolstellung. Das heißt, es macht auf lange Zeit das Erscheinen anderer Werke derselben Art, die sich keiner Subvention erfreuen, unmöglich, weil diese preismäßig einfach nicht konkurrieren können. Stammen die Subventionen, wie in diesem Falle, aus öffentlichen Mitteln, also aus dem Geld der Steuerzahler, so wird ein solches Werk zu einem kulturpolitischen Ereignis. Es müssen besonders hohe Ansprüche an seine Wissenschaftlichkeit, seine weltanschauliche Objektivität gestellt werden.

Dieser kulturpolitische Aspekt der Veröffentlichung veranlaßt uns, uns mit ihr in der Herder-Korrespondenz zu befassen; denn die Prüfung ihres Inhaltes und ihrer Tendenz ergibt, daß nicht nur von wissenschaftlicher Qualität dieses Werks keine Rede sein kann, sondern daß es ein Welt- und Geschichtsbild entwickelt, das ein Hohn ist auf das Geschichtsbild der Christen, die doch immerhin einen recht beträchtlichen Teil unter den Steuerzahlern der Bundesrepublik ausmachen.

Zur Kennzeichnung genügen einige Zitate.

„4 Millionen Jahre sind etwa vergangen, seit ein affenähnliches Wesen sich dadurch über alle anderen Geschöpfe erhob, daß es aufrecht ging; die Fähigkeit zur Arbeit bildete sich aus. Der entscheidende Schritt zur Entfaltung menschlicher Eigenschaften war getan.“ — „200 000 Jahre sind ungefähr verflossen, seit die ersten Lebewesen eine so hohe Entwicklungsstufe erreicht hatten, daß wir sie als Menschen bezeichnen können . . ., vor allem aber entwickelten sie zum aufrechten Gang die zweite menschliche Eigenschaft: die artikulierte Sprache.“ — „20 000 Jahre sind etwa vergangen, seit die ersten echten Menschen (homo sapiens) unseren Planeten zu bevölkern begannen. Zum aufrechten Gang und der artikulierten Sprache haben sie als wesentlichste menschliche Eigenschaft die Fähigkeit des vernunftgemäßen Denkens entwickelt.“ Wir reden hier nicht von der echten Problematik, die sich aus der Gegenüberstellung von biblischem Schöpfungsbericht und wissenschaftlicher Forschung ergeben kann. Aber was hier „in großen Zügen nach dem neuesten Stand der noch sehr lückenhaften Forschung“ geboten wird, entbehrt überhaupt jeder wissenschaftlichen Grundlage.

Den Geist des Werkes verrät der Kommentar zu Echnatons „Begründung einer dogmenfreien Religion.“ Da

heißt es: „Der Kampf um Befreiung vom Dogma hörte nie mehr auf.“

So wundert man sich nicht, den folgenden Satz über Christus zu lesen: „Jesus Christus, Religionsstifter aus Palästina. Verkündet das Reich Gottes und die Gleichheit aller Menschen vor dem liebenden, verzeihenden Gott. Fordert Nächstenliebe und sittliche Lebensführung sowie Abkehr von Besitz und Kirchenfrömmigkeit. Bezeichnete sich als Gottes Sohn, Hingerichtet.“ Diese Angaben werden mit einem Siegel versehen, das nach der Einführung dort angebracht wird, wo die Ereignisse „historisch nicht völlig gesichert sind.“ Wir bezweifeln durchaus nicht, daß diese unsinnige Charakteristik Jesu Christi historisch nicht gesichert ist. Aber der Autor meint mit dem Siegel höchstwahrscheinlich die längst überholten Zweifel an der Historizität Jesu von Nazareth. Die „Wissenschaftlichkeit“ wird mit dem Zusatz „hingerichtet“ kaum gesichert. Von Paulus wird behauptet, er habe „die Lehre Christi ihres sozialrevolutionären Charakters entkleidet“. Clemens von Alexandrien aber hat die christliche Religion auf ihre „philosophische Grundlage zurückgeführt“ und sie „aller abergläubischen Elemente entkleidet“. Athanasius dagegen soll behauptet haben, daß „Gott erst durch Christus in die Menschheit eingegangen sei“.

Die Zitate des Unsinn aus der Patristik könnten beliebig vermehrt werden. Von Interesse ist in unserem Zusammenhang nur noch, daß bei den Vätern immer mit Fleiß vermerkt wird, daß sie den „Privatbesitz als Diebstahl an der Allgemeinheit“ ablehnten.

In der mittelalterlichen Geschichte wird uns dann gezeigt, wie die Päpste das Proletariat ausbeuten (Gregor der Große „machte das städtische Proletariat von den Erträgen des Kirchengüter abhängig“). Leise, aber wohlbekannte Erinnerungen klingen nach, wenn von der „Vernichtung des alten Volksglaubens“ durch Bonifatius gesprochen wird. Jeder bessere Germanist hätte den Verfassern sagen können, wie es um diese Zeit mit dem alten Volksglauben bestellt war. Franziskus erfreute sich von jeher ebenso des Wohlwollens wie des völligen Mißverständnisses der Verfasser solcher geistigen Herkunft. Der Heilige suchte nämlich die Leute für ein urchristliches Leben „in einer von Kirchlichkeit freien Menschenliebe“ zu gewinnen. Wir erfahren in der roten Farbe der Politik, daß Jeanne d'Arc von der Kirche hingerichtet wurde. Ihre Heiligsprechung ist den Autoren entgangen.

Von Bismarck heißt es in dem uns gut bekannten Jargon: „Bekämpfte die politische Einmischung der katholischen Kirche (Kulturkampf)“. Während die Ketzerverfolgungen durch die Kirche mit gebührender Ausführlichkeit dargestellt werden, lesen wir von Stalin: „Verband die Lösung der nationalen Frage mit dem internationalen Klassenkampf. Übernahm nach dem Tod Lenins die Führung der Sowjetunion. Schuf die erste sozialistische Verfassung, verwirklichte die Planwirtschaft (Fünfjahrplan) und baute die Rote Armee als Volksheer aus. Es gelang ihm, die UdSSR gegen den Angriff der faschistischen Mächte zu behaupten und den Revolutionen in Europa und Asien Rückendeckung zu geben. Als anerkannter Führer der Sache des Weltkommunismus gab er den Lehren von Marx, Engels und Lenin ihre für die Gegenwart gültige Ausprägung.“ Das ist alles über Stalin. Aber es genügt.

Die Reihe der im Prospekt (und in der Titelei) aufgeführten Begutachter beginnt hierarchisch mit Thomas Mann,

der sich zusammen mit B. Shaw eines lebenslänglichen Spruchbandes erfreut, während Paul Claudel den Verfassern unbekannt blieb. Doch finden sich unter den Gutachtern auch einige Namen, die uns in diesem Zusammenhang recht seltsam anmuten. Ihre Beteiligung scheint ein Musterbeleg für den „Schlaf der Jünger“. Das Ganze aber sieht wie ein solcher Beleg für den Schlaf der Demokratie aus. Freilich haben nicht alle Kultusministerien der Bundesrepublik das Werk unterstützt. Hinweise für diese Unterstützung finden sich in den Namen der Persönlichkeiten, die laut Angaben der Verfasser an der Veröffentlichung besonderen persönlichen Anteil nahmen: Senator Christian Paulmann (Bremen), Senator Heinrich Landahl (Hamburg), Minister Richard Voigt (Niedersachsen), Ministerialrat Dr. Hans Heckel (Niedersachsen), Stadtrat Walther May (Berlin), Minister Dr. Erwin Stein (Hessen), Ministerialrat Dr. O. H. Müller (Hessen).

Zwei Laienseminare In Bonn wurden unlängst zwei Laiendes Erzbistums Köln seminare der Erzdiözese Köln eröffnet, eines für Männer und eines für Frauen. In einem zweijährigen Lehrgang sollen sie zu Katecheten, Seelsorgehelfern und kirchlichen Jugendpflegern herangebildet werden, die sich diese Aufgabe zum Lebensberuf erwählt haben. Je nach Eignung sollen sie die überlasteten Priester der Erzdiözese vor allem beim Religionsunterricht in den Berufsschulen unterstützen und sich daneben in der Jugend- und Pfarrseelsorge betätigen.

Die Ausbildung erfolgt in den Fächern Dogmatik, Moraltheologie, Bibelkunde, Liturgik, Katechetik, Kirchenrecht, Kirchengeschichte und kirchliche Gegenwartskunde. Außerdem werden die Teilnehmer in die Psychologie, Charakterologie und Religionspädagogik eingeführt. Unterricht in Jugendseelsorge, Soziallehre und Caritas ergänzt die Ausbildung.

Die Lehrkräfte — Priester und Laien — sowie die Form der Abschlußprüfung und die Besoldung der später im Dienste der Kölner Erzdiözese arbeitenden Laienseelsorger werden vom Generalvikariat bestimmt. Nach der Abschlußprüfung müssen die Laienseelsorger vor der endgültigen Anstellung ein Probejahr ableisten. Die Kosten der zweijährigen Ausbildung belaufen sich auf rund 2000 Mark; im Bedürfnisfall ist die Gewährung von Darlehen vorgesehen.

Zur Teilnahme an den ersten Kursen hatten sich Männer und Frauen aus dem ganzen Bundesgebiet gemeldet, von denen jedoch ein beträchtlicher Teil ausschied, da die nötigen Voraussetzungen, d. h. ein Meldungsalter zwischen 21 und 33 Jahren, eine abgeschlossene höhere Schulbildung (Abitur) oder eine mit gutem Erfolg abgeschlossene handwerkliche oder kaufmännische Berufsausbildung, fehlten.

Aus Süd- und Westeuropa

Richtlinien des Heiligen Vaters für die weiblichen Orden In der ersten Septemberhälfte tagte in Rom ein internationaler Kongreß der weiblichen Orden, den die Religiösenkongregation einberufen hatte. Nach seiner Beendigung empfing der Heilige Vater am 15. September die Generaloberinnen der verschiedenen Orden und religiösen Institute in einer Audienz, in der er über das Problem des

Ordensnachwuchses sprach und Richtlinien für die Bewältigung der Aufgaben und Schwierigkeiten der weiblichen Orden in der heutigen Zeit gab. Er bezog sich dabei zunächst auf die Räte, die er bereits ein Jahr früher den weiblichen Erzieherorden und -kongregationen gegeben hatte (vgl. Herder-Korrespondenz, 6. Jhg., S. 69 ff.). Nach einleitenden Worten führte er aus:

„Vor genau einem Jahr haben Wir eine Anzahl Fragen, die die rechte Verfassung der weiblichen Erzieherorden und -kongregationen und ihre angemessene Anpassung an die gegenwärtige Lage betrafen, im einzelnen behandelt. Ein Teil der Hinweise, die Wir damals gegeben haben, wenn nicht die meisten, gelten auch für alle anderen weiblichen Kongregationen. Die Erfahrungen des inzwischen verflossenen Jahres legen es Uns nahe, eure Aufmerksamkeit auf die damals gegebenen Richtlinien zu lenken. Wir fordern euch auf, ihnen mutig zu folgen, wenn eure Schwestern und eure eigene Erfahrung euch sagen, daß der Augenblick gekommen ist, in vernünftiger Weise den Formen des gegenwärtigen Lebens Rechnung zu tragen.

Der Rückgang der Berufungen

Wir haben einen ganz besonderen Anlaß, so zu euch zu sprechen. Ihr wißt, daß die Frauenorden eine recht ernste Krise durchmachen: Wir meinen damit den Rückgang der Berufungen. Diese Krise hat gewiß noch nicht alle Länder erreicht. Und auch dort, wo sie sich bemerkbar macht, ist ihre Heftigkeit nicht überall gleich groß. Aber schon jetzt ist sie in einer Anzahl europäischer Länder beunruhigend. In einer Gegend, wo das weibliche Ordensleben vor 20 Jahren in voller Blüte stand, ist die Zahl der Berufungen heute auf die Hälfte herabgesunken. Und doch stellten sich früher der Berufung eines jungen Mädchens ernste Hindernisse entgegen, während heute die äußeren Verhältnisse geradezu dazu zu drängen scheinen und man glauben sollte, man müsse sich eher gegen unechte Berufungen vorsehen.

Wir wollen nicht im einzelnen über die Krise, die Uns große Sorge macht, reden. Wir werden darauf bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen. Heute wollen Wir uns ausschließlich an all die Priester und Laien, Prediger, Redner und Schriftsteller wenden, die kein Wort des Lobes mehr für die Christus geweihte Jungfräulichkeit haben; die seit Jahren trotz der Mahnungen der Kirche und entgegen ihrer Auffassung die Ehe prinzipiell höher stellen als die Jungfräulichkeit; die selbst so weit gehen, die Ehe als das einzige Mittel zur vollen Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und zu ihrer natürlichen Vollendung darzustellen. Diejenigen, die in diesem Sinn reden oder schreiben, mögen sich ihrer Verantwortung vor Gott und der Kirche bewußt werden. Sie gehören zu den Hauptschuldigen an einem Sachverhalt, von dem Wir nur mit Trauer reden können: während der Ruf nach den katholischen Schwestern in der christlichen Welt und sogar auch anderswo dringlicher denn je ist, sind Wir gezwungen, darauf mehr und mehr mit Nein zu antworten; Wir sind zuweilen sogar gezwungen, alte Werke, Krankenhäuser und Erziehungsanstalten aufzugeben, nur weil die Berufungen nicht dem Bedürfnis entsprechen.

Veraltete Gebräuche

Für euch nun sind dies Unsre Empfehlungen: angesichts dieser Krise der Berufungen wacht darüber, daß die Sitten, die Lebensweise oder die Askese eurer Ordens-

familien kein Hindernis bilden und keinen Fehlschlag verursachen. Wir reden von gewissen Gebräuchen, die vielleicht früher einmal ihren Sinn in ihrer kulturellen Umwelt hatten, ihn heute aber nicht mehr besitzen und in denen ein wahrhaft gutes und tapferes junges Mädchen nur Hemmnisse für ihre Berufung fände. In Unseren Ausführungen im vergangenen Jahr haben Wir einige Beispiele dazu angeführt. Um mit einem Wort auf die Frage der Tracht zurückzukommen: das Ordenskleid soll stets die Weihe an Christus ausdrücken; das erwarten und wünschen alle. Im übrigen aber soll das Kleid praktisch und hygienisch sein. Wir konnten nur Unsere Genugtuung ausdrücken, als Wir im Laufe des letzten Jahres schon die eine oder andere Kongregation praktische Folgerungen in dieser Hinsicht ziehen sahen. Kurz, in diesen nicht wesentlichen Dingen paßt euch an, soweit es euch Vernunft und wohlgeordnete Liebe raten. Nun aber wollen Wir euch, geliebte Töchter, zwei dringende Mahnungen ans Herz legen:

Der Orden als Familie

1. Eine mütterliche Liebe bei der Leitung eurer Schwestern: Zweifellos hat die Psychologie recht, wenn sie behauptet, die mit Autorität ausgestattete Frau finde nicht so leicht wie der Mann die richtige Dosierung, das Gleichgewicht zwischen Strenge und Güte. Ein Grund mehr für euch, die mütterlichen Gefühle zu pflegen. Sagt euch immer, daß die Gelübde von euren Schwestern ebenso wie von euch ein großes Opfer verlangt haben. Sie haben auf ihre Familien, auf das Glück einer Ehe und die Intimität des eigenen Heims verzichtet. Ein Opfer von hohem Preis, gewiß nötig für das Apostolat der Kirche, aber eben doch ein Opfer. Gerade die edelsten und zartesten eurer Schwestern werden diesen Verzicht besonders lebhaft empfinden. Das Wort Christi: „Wer die Hand auf den Pflug legt und zurückblickt, ist nicht tauglich zum Reich Gottes“, findet hier seine volle und auch heute noch bedingungslose Anwendung. Aber der Orden muß die Familie, soweit wie möglich, ersetzen, und ihr, Generaloberinnen, habt an erster Stelle die Pflicht, dem gemeinsamen Leben der Schwestern die Wärme der gegenseitigen Liebe in einer Familie einzuhauchen.

Darum sollt auch ihr selber in eurem äußeren Gehaben, euren Worten und Schriften mütterlich sein, selbst wenn ihr euch manchmal beherrschen müßt; seid es vor allem in euren innersten Gedanken, euren Urteilen und soweit wie möglich eurem Empfinden. Bittet täglich Maria, die Mutter Jesu und unsre Mutter, darum, euch zu lehren, mütterlich zu sein.

Niveau der Berufsausbildung

2. Die Ausbildung eurer Schwestern zu der ihnen obliegenden Arbeit und Aufgabe: Hier darf es keine Enge geben, sondern seid weitherzig. Ob es sich um Erziehung, Pädagogik, Krankenpflege, künstlerische oder andere Betätigungen handelt, die Schwester muß fühlen: die Oberin ermöglicht mir eine Ausbildung, die mich auf gleichen Fuß mit meinen Kollegen in der Welt stellt. Gebt ihnen auch die Möglichkeit und Mittel, ihre beruflichen Kenntnisse auf dem laufenden zu erhalten. Auch davon haben Wir schon im vergangenen Jahr gesprochen. Wir wiederholen es, um die Bedeutung dieser Forderung für den inneren Frieden und die Betätigung eurer Schwestern zu unterstreichen.“

**Internationale
katholische Hilfe
für Auswanderer**

Die Auswanderung aus Europa vollzieht sich zur Zeit in der Hauptsache mit Hilfe der PICMME (Provisional Intergovernmental Committee for the Movement of Migrants from Europe). Diese Organisation beteiligter Regierungen vermittelt aber nur Sammeltransporte von Auswanderern, die von überseeischen Staatskommissionen ausgesucht wurden. Daneben besteht die Möglichkeit, persönlich ein Einwanderungsvisum verschiedener Länder zu erhalten, wenn man einen Arbeitsvertrag oder verwandtschaftliche Bürgschaften hat. In diesen Fällen fehlte bisher eine Institution, die für die Transportkosten eintrat. Für katholische Auswanderer ist eine solche Stelle nunmehr im Internationalen Katholischen Auswanderungsfonds geschaffen worden, der vom Kriegshilfswerk der NCWC und von der Internationalen Katholischen Auswanderungskommission verwaltet wird. Die Kommission für diesen Fonds verkehrt aber nicht unmittelbar, sondern ausschließlich über die nationalen katholischen Wohltätigkeitsverbände mit den Bewerbern. Diese haben den Transportkostenvorschuß später über die entsprechende Wohltätigkeitsorganisation des Einwanderungslandes zurückzuerstatten. Wegen der beschränkten Mittel können vorläufig nur Heimatvertriebene berücksichtigt werden, die sich gegebenenfalls im deutschen Sprachgebiet an die nächste Caritasstelle zu wenden haben.

**Der Christ
und die wahre
Vaterlandsliebe**

In einer Reihe von Beiträgen hat der Weihbischof von Lyon, Msgr. Alfred Ancel, in der französischen Zeitung „L'Essor“ erneut zu drängenden aktuellen Fragen Stellung genommen (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 277 ff.). Zu diesen Fragen gehört auch das Problem der Vaterlandsliebe, wie es sich uns heute darstellt (L'Essor, 28. September 1945).

Msgr. Ancel führt zunächst aus, daß eine Betrachtung der Vaterlandsliebe als eine gleichsam militärische Tugend nicht ausreicht. Sicherlich dürfe man diese Seite nicht außer acht lassen; wir würden uns schuldig machen, wenn wir nicht derer gedächten, die ihr Leben für die Verteidigung der Heimat hingaben.

Wer aber glaubt, Vaterlandsliebe könne sich nur auf diese Weise verwirklichen, ist im Irrtum. „Das Vaterland lieben heißt seine Mitbürger lieben, gleichgültig, welcher sozialen Schicht sie angehören. Man könnte also sagen, daß derjenige sein Vaterland liebt, der einen Sinn für die nationale Zusammengehörigkeit hat. In Friedens- wie in Kriegszeiten liebt man nur dann sein Vaterland, wenn man imstande ist, sich für das Wohl aller aufzuopfern.“

Daher sieht Msgr. Ancel im Egoismus den Feind Nummer Eins aller Vaterlandsliebe, in Kriegs- wie Friedenszeit, und zwar nicht nur im persönlichen, sondern auch im Gruppenegoismus. Bürger, Bauer und Arbeiter, sie alle lieben das Vaterland nicht, wenn sie darauf bedacht sind, nur die Interessen ihres Standes zu verteidigen.

Man darf sich also nicht darüber wundern, wenn heute die Vaterlandsliebe in einer Krise steht. Solange ein Volk in Interessengruppen geteilt ist, die sich mit Schärfe bekämpfen, ist die Vaterlandsliebe bedroht. Sie ist in sich selbst bedroht, da diese Interessengruppen ihren kollektiven Egoismus nicht zugunsten der allgemeinen Wohlfahrt aufgeben wollen. Selbst die militärische Verteidi-

gung ist gefährdet. Wer bereit wäre, für die Verteidigung seiner Mitbürger zu sterben, will sich doch keineswegs opfern, nur um die Interessen egoistischer und exklusiver Gruppen zu verteidigen.

Anders als der autoritäre Staat, der automatisch die Gruppen verschwinden läßt, die sich nicht in sein politisches System einfügen lassen, haben wir die Wahl zwischen folgenden Möglichkeiten: Entweder das Land bleibt geteilt durch die ständigen Reibereien zwischen den verschiedenen Gruppen; oder alle Sozialpartner müssen die Notwendigkeit, bestimmte Opfer auf sich zu nehmen, anerkennen.

Vaterlandsliebe ist Sorge um das Allgemeinwohl

Aus christlichen und allgemein menschlichen Gründen können wir nur die zweite Lösung anstreben. Wie aber ist sie zu erreichen?

1. Man darf nicht darauf warten, daß andere damit den Anfang machen. Man darf ebensowenig warten, bis eine Regierung da ist, die alles in Ordnung bringt.

2. Man muß daher jede Gelegenheit benutzen, um eine Gesinnung zu schaffen, die der nationalen Solidarität günstig ist.

Nun aber ist die Sorge um das Gemeinwohl fast vollständig geschwunden. Politische Parteien und Interessengruppen machen von Zeit zu Zeit schöne Worte; in Wirklichkeit handelt jede Partei und jede Gruppe nur in ihrem eigenen Interesse.

Bürger, Bauern und Arbeiter müßten sich jeweils sagen: ich kann nicht glücklich sein, solange die Angehörigen der anderen Stände im Elend leben. Eine solche Überlegung beträfe freilich nur die geistige Einstellung. Sie hat noch nichts mit konkreter Verwirklichung zu tun. Aber es wird niemals eine konkrete Verwirklichung geben, solange die verschiedenen Gruppen gegenüber den begründeten Bedürfnissen anderer Gruppen nicht aufgeschlossen sind.

3. Man muß sich innerhalb der Gruppen allen Forderungen widersetzen, die die Dringlichkeit der Bedürfnisse auf den Kopf stellen. Ein Skandal unserer Zeit ist der Gegensatz zwischen den Luxusausgaben des Staates, der Organisationen und Einzelner und der elenden Lage der großen Masse. Man hat kein Recht, für sich oder die Gemeinschaft, zu der man gehört, neue Gewinne zu suchen, solange man nicht menschenwürdige Lebensbedingungen für alle schafft. Ein Beispiel ist das Wohnungsproblem. Alle Gruppen müßten sich darin einig sein, daß diese Frage an erster Stelle steht. Dann würde ihre Lösung auch nicht lange auf sich warten lassen.

Msgr. Ancel weist jedoch darauf hin, daß es nicht genügt, mit guten Absichten im luftleeren Raum zu bleiben. Man muß sie in die Tat umsetzen. Zum Beispiel wären viele damit einverstanden, wenn der hervorragende Ausbau des Straßennetzes weniger schnell vor sich ginge. Wäre es nicht besser, der Verkehr vollzöge sich weniger leicht und die Menschen brauchten nicht mehr zu hausen wie Tiere?

Msgr. Ancel betont dann nochmals, daß der eigentliche Gegner solcher Aktionen unser Egoismus ist. Es ist seltsam, fährt er fort, daß Lenin in diesem Punkte mit dem Evangelium gleicher Meinung ist. Lenin war sich vollkommen darüber im klaren, daß die kommunistische Gesellschaft unmöglich ist, solange der Egoismus im Menschenherzen herrscht. Lenin glaubte aber, daß die fort-

schreitende Überführung des Kapitalismus in den Sozialismus eine Umbildung der Selbstliebe in die Nächstenliebe nach sich ziehe. Wir dagegen wissen, daß der simple Wechsel einer Wirtschaftsform nicht ausreichen kann, um den menschlichen Egoismus zu vernichten. Der Egoismus in uns ist vielmehr Folge der Erbsünde.

Wir wissen aber auch, daß der Christ durch seinen Glauben an Christus und durch die Teilnahme an den Sakramenten seinen Egoismus besiegen kann. Nur wirken weder Glaube noch Sakramente automatisch. Es genügt nicht, daß die verstandesmäßige Einsicht mit der Lehre der Kirche übereinstimmt. Wir müssen uns auch mit allen unseren Kräften in den Dienst der anderen stellen, für das gemeinsame Wohl aller.

Darüber hinaus müssen alle Christen, wo immer sie auch stehen, mit allen ihren Kräften gegen den Kollektivegoismus ihrer Gruppe ankämpfen. Gestärkt in Christus, müssen sie ausreichende Kräfte entwickeln, um die verschiedenen Gruppen, denen sie angehören, zum Verständnis der echten Vaterlandsliebe zu führen.

Wenn ein Land dieses Verhältnis zur nationalen Gemeinsamkeit wiedergefunden hat, wenn die Einzelnen wie die sozialen Gruppen darin einer Meinung sind, daß das Gemeinwohl den Vorrang vor den Teilinteressen hat, dann ist dieses Land nicht nur scheinbar stark. Es wird mit Sicherheit Frieden und Wohlstand in Freiheit finden. Die anderen Länder werden vor ihm Achtung haben. Seine Aufgabe wird freilich damit nicht erfüllt sein. Die wahre Vaterlandsliebe darf sich nicht auf sich selbst beschränken. Sie ist etwas ganz anderes als der übertriebene Nationalismus, den die Päpste schon so oft verurteilt haben. Sie entfaltet sich im Gegenteil auf einer höheren Ebene, in der Gemeinschaft aller Menschen. Auch da können Opfer von jeder Nation für das Gesamtwohl aller verlangt werden.

Msrgr. Ancel sieht den sozialen und internationalen Frieden gesichert, wenn die Menschen die rechte Ordnung der Güter und Interessen erkennen, anerkennen und verwirklichen.

Priesterkongreß der JOC in Versailles zur Feier ihres 25-jährigen Bestehens

Vom 15. bis 17. September fand in Versailles ein Kongreß für Priester anlässlich des 25jährigen Bestehens der JOC in Frankreich statt. Zwei große

Tatsachen kann man als Frucht einer 25jährigen Bemühung der französischen JOC feststellen:

1. Die Mentalität der Arbeiterklasse in Frankreich gegenüber der Kirche hat sich zu einer größeren Offenheit geändert.

2. Die Kirche hat sich ihrerseits durch die JOC in entscheidender Weise für die Arbeiterschaft geöffnet und ist dadurch sehr bereichert worden. Erzbischof Feltin von Paris, einer der Bischöfe, die mit 1200 Priestern aller Stufen der Hierarchie am Kongreß teilnahmen, legte Zeugnis für all das ab, was er durch die JOC für sein bischöfliches Amt empfangen hat. Er sagte, die JOC habe ihm die Augen geöffnet für die Probleme der Arbeiterschaft, die er vorher nicht kannte; durch die JOC habe er sein Urteil über die Arbeiterschaft auf Tatsachen gründen lernen statt wie früher auf Theorien, und aus den Aktionen der Jocisten habe er, wie der ganze französische Episkopat, Verständnis gewonnen für das, was die Arbeiterklasse will.

Die Tagung war keine jubelnde Feier, sondern wie in all

den langen Jahren vorher eine Studientagung, in der sich die Priester miteinander die Erfordernisse eines priesterlichen Apostolates unter den jungen Arbeitern von heute erarbeiteten. Die Grundlage gab ein Referat von André Vilette, in dem er die Situationen der Arbeiterjugend in materieller, psychologischer, moralischer und religiöser Hinsicht im Gründungsjahr der JOC und im Jubiläumsjahr miteinander verglich. Diese auf ganz realen Tatsachen und Statistiken gegründete Untersuchung gab ein klares Bild über die konkrete Situation der jungen Arbeiter. Sie war kennzeichnend für die Bemühung des französischen Klerus, die Arbeiterschaft zu verstehen, um ja keine Pauschalurteile abzugeben. Das ist wohl auch der Grund, weshalb sich in Frankreich der Katholizismus für die Arbeiterschaft in einem Ausmaß geöffnet hat, wie es vielleicht nur noch in Belgien geschehen ist. Die genaue Einsicht in die Probleme drängte zum Einsatz und zeigte auch die Wege, die eingeschlagen werden müssen.

Die Veränderung der Gesellschaft durch die industrielle Entwicklung und die Verantwortung der Christen ihr gegenüber als ein zweiter Gesichtspunkt zur Erfassung der Situation wurde von Abbé Hautmann dargelegt. Während man sich im 19. Jahrhundert in kirchlichen Kreisen — entgegen einer bereits weithin sich anbahnenden Veränderung — den gesellschaftlichen Aufbau in Form einer Pyramide vorstellte, brachte die industrielle Revolution eine ständig sich erweiternde Differenzierung der gesellschaftlichen Funktionen und damit eine Auflösung der alten Klassen. Der Glaube an die Notwendigkeit der Existenz einer dienenden gegenüber einer herrschenden Klasse erwies sich hiermit als falsch. Es ist nötig, daß die Christen diese Entwicklung verstehen und ihre Konsequenzen daraus ziehen.

Der zweite Tag war der Stellung des Priesters gegenüber der Arbeiterjugend gewidmet. Hier wurde die Hauptarbeit in den Arbeitskreisen geleistet: „Wie erwecke und forme ich die Vorkämpfer und die verantwortlichen Leiter?“ Die priesterliche Tätigkeit ist eine erzieherische Tätigkeit. Sie gründet auf dem Respekt vor der Freiheit der jungen Arbeiter und dem Glauben an ihre Berufung. Sie ist ein Kontaktnehmen, ein Kennenlernen des jungen Arbeiters und all seiner Lebensprobleme, die Erweckung zur Aktion und die Formung zu einem wahren Arbeiter, ganzen Christen und Apostel seiner Kameraden. Die Zeugnisse, die verschiedene Priester und vor allem verschiedene Jungarbeiter und frühere Jocisten über die Bedeutung des Kontaktes zwischen Priester und Jungarbeiter für ihr Leben ablegten, war ein Beweis für die Richtigkeit und die Möglichkeit einer solchen priesterlich erzieherischen Bemühung. Die Lebendigkeit, mit der die vielen am Kongreß teilnehmenden Priester an der Arbeit der Tagung teilnahmen und in ihrer freien Zeit die besprochenen Probleme immer wieder persönlich im Gespräch weiter zu vertiefen suchten, war ein Erweis dafür, daß die französische JOC nach 25 Jahren noch in gleicher Weise wie am ersten Tag den Willen hat, der richtigen, der christlichen Lösung des Arbeiterproblems den Weg zu bereiten.

Nationaltagung der Priester der ACO in Versailles Im Anschluß an die Jubiläumstagung der JOC fand vom 17. bis 19. September in Versailles die Jahrestagung der Priester der Katholischen Aktion für erwachsene Arbeiter (ACO) statt. Diese Bewegung ist im März 1950 vom

französischen Episkopat als die Form der Katholischen Aktion für die der JOC erwachsenen christlichen Arbeiter ins Leben gerufen worden. Die Herder-Korrespondenz hat über diese Organisation und ihre Vorgeschichte ausführlich im 5. Jhg., S. 317 ff. berichtet. Die ACO gründet auf der Erkenntnis, daß die wichtigste Arbeit der Kirche für die Arbeiterschaft durch das Apostolat des christlichen Arbeiters zur Rechristianisierung der Arbeiterwelt geleistet und daß dieses Apostolat in der Form einer den Problemen angepaßten organisierten Katholischen Aktion durchgeführt werden muß. Die ACO stützt sich bei ihrer Arbeit vor allem auf die Alt-Jocisten.

Zur Erarbeitung der der Tagung gestellten Aufgaben gingen die Teilnehmer in der Regel von konkreten Berichten einzelner Mitglieder und Priester der ACO über ihre Tätigkeit aus. Diese Arbeitsweise ermöglichte eine klare Einsicht in das Wesen der ACO als apostolische Bewegung und war ein Beweis dafür, daß es möglich ist, christliche Arbeiter zu einer christlichen Auffassung ihres ganzen Lebens und zu einem erfolgreichen Apostolat an ungläubigen Arbeitsbrüdern zu bringen.

Die ACO hat für Priester und Laien eine Arbeitsweise entwickelt, die unter Wahrung ihrer jeweiligen spezifischen Verantwortlichkeit einen klaren Weg des Vorgehens weist. Nach dem Ausspruch Msgr. Guerrys, des Vorsitzenden der Bischofskommission für die Arbeiterwelt (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 436), hat sie die Probleme der Sammlung und der geistigen Formung klar herausgearbeitet und ist auf dem besten Wege, eine Form der Evangelisation der Arbeiterschaft in einer Sprache zu entwickeln, die von der Arbeiterschaft verstanden werden kann. Msgr. Guerry erklärte, der Episkopat stehe voll und ganz hinter der ACO und wisse sie auf dem rechten Weg. Die Teilnehmer der Tagung hatten den Eindruck, daß über ihr ein Aufschwung echter Begeisterung lag. Alle waren von der gleichen Wertschätzung des Arbeiters, der gleichen Auffassung von einer spezifisch priesterlichen Arbeit in der Bildung des Arbeiterapostolats erfüllt. Nach zweieinhalb Jahren des Bestehens war die Teilnahme von Priestern aus 81 französischen Diözesen an dieser Tagung der Seelsorger der ACO ein erstaunliches Zeichen dafür, wie schnell dieses wichtige Anliegen vom französischen Klerus aufgenommen worden ist.

Msgr. Guerry zog am Schluß der Tagung das Ergebnis der Arbeiten und Diskussionen in drei Punkte zusammen: 1. Die ACO soll alle katholischen Arbeiter, die sich irgendwo im öffentlichen Raum der Arbeiterwelt, in den verschiedenen Gewerkschaften, in der „Bewegung zur Befreiung des Volkes“ (mouvement de libération du peuple), in der MRP oder in anderen Parteien aus ihrem Gewissen heraus einsetzen, ohne Einschränkung sammeln.

2. Die ACO soll den Aktivisten unter den Arbeitern, die sich in den verschiedenen Arbeiterbewegungen einsetzen, dabei helfen, gegenüber den Positionen der Gewerkschaften oder Parteien die Forderungen der Soziallehre der Kirche zu verteidigen.

3. Das Evangelisationswerk der ACO hat nicht zum Ziel, irdische Gesellschaft aufzubauen; sie ist wesentlich eine apostolische Bewegung. Sie will in der Arbeiterbewegung als Zeuge Christi und der Kirche stehen, damit „den Armen die Frohbotschaft dorthin gebracht wird, wo sie stehen, in ihr ganzes Leben“.

Beratungsstelle für Ordens- nachwuchs

In London, nahe der Westminster-Kathedrale, gibt es ein Büro für Mädchen, die sich für das Ordensleben interessieren. Es wird von drei Schwestern betreut. Sie erteilen mündlichen und schriftlichen Rat in dieser Sache. Einen großen Teil ihrer Tätigkeit macht der Verkehr mit den Eltern solcher Mädchen aus. Sie erfahren, daß eine der größten Schwierigkeiten für den Ordensnachwuchs in dem verständnislosen, wenn nicht sogar feindseligen Verhalten der Eltern liegt, und zwar noch mehr katholischer als nicht-katholischer. Deshalb suchen sie zu vermitteln, und wenn das nicht gelingt, nehmen sie sich der Mädchen an, die von den Eltern hinausgeworfen werden. Daneben suchen sie schon vor dem Eintritt ins Kloster die Eignung der Bewerberinnen zu prüfen. Manchem Mädchen, das aus irrigen Motiven den Weg ins Kloster suchte, haben sie dabei den Weg in die Ehe oder in den Beruf gebahnt und es vor Enttäuschungen bewahrt. Den anderen haben sie die Richtung in eine klösterliche Gemeinschaft gewiesen, die für sie geeignet war. Sehr wichtig nehmen sie die Aufgabe, zwischen denen, die sich mit Gedanken an den Ordensstand tragen, Beziehungen herzustellen. Sie bildeten unter ihnen eine Brief-Vereinigung, die jetzt 300 Mitglieder zählt. Dadurch wird den Mädchen das Gefühl der Vereinsamung genommen; denn oft müssen sie gegen die Behauptung kämpfen, sie seien das einzige Menschenkind mit so einem abwegigen Gedanken. Die Schwestern suchen ihre Schützlinge auch auf die Lebensweise vorzubereiten, die sie erwartet. Sie vermitteln Klosterbesuche übers Wochenende, führen die Mädchen ins Gebetsleben ein und bereiten sie auf klösterliche Gepflogenheiten vor. Sie haben sogar ein Heim für solche errichtet, die sich ihren Entschluß noch überlegen und klösterliches Leben gewissermaßen zur Probe kennenlernen wollen, ehe sie das Risiko eingehen, sich an eine bestimmte Genossenschaft zu binden und damit vor der Welt definitiv als Nonnen abgestempelt zu werden.

Genfer Gespräche: Die französische Dominikanerzeit- Der Mensch und die Wissenschaft

schrift „La Vie Intellectuelle“ sagt in einem kurzen Bericht über die diesjährigen Internationalen Gespräche von Genf (über die wir auch in den vergangenen Jahren berichtet haben als über einen jener Versuche der westlichen Welt, zur geistigen Klarheit über sich selbst zu gelangen), daß es ein Merkmal lebendiger Organismen sei, daß sie sich erneuern könnten, und eben das habe das diesjährige Genfer Treffen bewiesen. In diesem Jahr hat man dort wirklich die Form des „Gesprächs“ gefunden: die Gelehrten — berühmte Namen aus den verschiedensten Ländern — haben vor den Ohren ihres aufs lebhafteste interessierten Publikums öffentlich diskutiert und teils sehr leidenschaftlich Stellung bezogen. Das diesjährige Thema lautete: Der Mensch und die Wissenschaft. Tatsächlich ging es um die Frage, wie weit die Wissenschaft im Stande ist, ein Weltbild, eine Lebensauffassung, eine Weltanschauung zu geben; letzten Endes, wie weit die Wissenschaft — es ist stets die Naturwissenschaft in ihren verschiedenen Bereichen gemeint — zu einer Philosophie führe, eine solche tragen könne oder sich überhaupt nur mit einer solchen verträge. Den berühmtesten Namen unter den Rednern trug wohl Prof. Erwin Schrödinger, einst zugleich mit Louis de Broglie der Entdecker der Wellenmechanik, der

hier wissenschaftliche Thesen aufstellte, gegen die sich sämtliche anderen anwesenden Wissenschaftler mit Heftigkeit wandten. Die eigentlichen Debatten aber betrafen immer wieder die Frage: Können Wissenschaft und Philosophie sich begegnen? Die Wissenschaftler fanden eigentlich alle keinen Weg zu dieser Begegnung.

Aus dem Kreis der „Vie Intellectuelle“ nahm P. Dubarle OP an den Genfer Gesprächen teil. Wie im vergangenen Jahr P. Daniélou SJ fast als einziger dem tiefen Pessimismus der heutigen abendländischen Elite gegenüber dem Menschen eine optimistische Ansicht entgegengestellt hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 103), so hat auch in diesem Jahr wieder der Christ fast allein einen Weg zur Harmonie zwischen den verschiedenen geistigen Funktionen des Menschen gesehen, wie sie sich in Wissenschaft und Philosophie betätigen. P. Dubarle sprach als Philosoph, jedoch als Philosoph, der die Wissenschaft kennt. In einem Überblick über die Geschichte der Wissenschaft legte er dar, daß Wissenschaft, sei es nun Mathematik oder Physik, Astronomie oder Biologie, stets in ihrem Fortschritt auch die Freiheit des Menschen erweitert und ihm damit Raum zur eigentlich menschlichen Betätigung schafft. Die Wissenschaft ist ein „Spiegel des menschlichen Geschicks“, in ihr zeichnet sich der wachsende Sieg des Menschen über die schicksalhafte Notwendigkeit ab. Aber trotz dieses ihres die Freiheit aufhellenden Charakters bleibt in der Wissenschaft stets eine Dunkelheit zurück. Um diese zu durchdringen, muß der Mensch sich zu einer höheren Erkenntnisart erheben: zur Philosophie. Vor dem Gremium, vor dem P. Dubarle hier sprach, hielt er sich mit Bedacht in diesem Rahmen des rein Menschlichen. Es ist selbstverständlich, daß für den Christen der Sieg über das „Schicksal“ nur in Christus beschlossen sein kann; doch sieht er auch die menschliche Natur schon auf einen solchen hin angelegt.

Viele der in Genf anwesenden Wissenschaftler haben allerdings die harmonisierenden Folgerungen P. Dubarles nicht mitmachen wollen. Der Bericht in „La Vie Intellectuelle“ nennt namentlich den Philosophen Jean Wahl und den Wissenschaftler M. Rosenfeld.

Aus Ost- und Südosteuropa

Nachrichten aus dem östlichen Europa In jedem Monat erhalten wir eine größere Anzahl von Nachrichten über Verfolgungsmaßnahmen gegen Kirche und Christen in den östlichen Ländern. Mit geringen Abwandlungen ereignet sich dort seit Jahren das gleiche. Es ereignet sich in Hunderten von schmerzlichen oder auch tröstlichen Einzelfällen. Der Weg mit dem Ziel der Vernichtung des Christentums wird in zahllosen, oft sehr verhaltenen Schritten begangen, und die Taten der Christen, diesen Gang aufzuhalten, sind, aus der Ferne betrachtet, ebenso unscheinbar. Diese Eintönigkeit der großen Verfolgung birgt die von ihren Urhebern berechnete Gefahr in sich, das Interesse einzuschläfern und Gewöhnung zu erzeugen.

Unter dem 16. August meldete Kipa aus dem Vatikan das Eintreffen eines Briefes aus Litauen, bei dessen Übermittlung vier von sechs der Träger eines gleichlautenden Exemplars ihr Leben lassen mußten. In dem Brief heißt es: „Heiliger Vater! Wir fragen uns häufig: Wo sind die Völker der zivilisierten Welt, wo sind die Hunderte Millionen Christen geblieben? Sind die Christen der Welt

von einem trügerischen Schlaf des Sicherheitsgefühls umfassen und glauben sie, daß die Horden aus dem Osten nach unserer Vernichtung haltmachen werden? . . . Niemand sollte sich täuschen lassen: der Bolschewismus wartet nur den geeigneten Augenblick ab . . . Wenn dieses Schreiben Eure Heiligkeit erreicht, sind wir vielleicht nicht mehr am Leben. Heiliger Vater, erteilt uns, die wir für die Freiheit des Glaubens und unseres Volkes sterben, Euren Segen. Gelobt sei Jesus Christus, der Herr der Lebendigen und der Toten.“

Haben diese Glaubensgenossen mit der Frage, wo wir denn bleiben, nicht vielleicht recht? Wir können ihnen politisch und auch durch Werke leiblicher Barmherzigkeit nicht zu Hilfe kommen. Aber kommen wir ihnen denn, was wir doch können, betend zu Hilfe? Nehmen wir, was uns vielleicht zum öffentlichen und gemeinschaftlichen Gebet in den Kirchen anregen könnte, die Nachrichten aus Osteuropa noch innerlich zur Kenntnis, und gehen sie uns zu Herzen, auch dann, wenn sie nicht sensationell sind?

Die Herder-Korrespondenz möchte im neuen Jahrgang diesem Anliegen dadurch dienen, daß sie in der durch den Raum gebotenen Kürze möglichst vollständig alles aus dem Osten registriert, was an Nachrichten einläuft:

Polen

Zur Einschränkung der katholischen Presse wurde verboten, daß das katholische Wochenblatt „Tygodnik Powsteczny“, das in Verbindung mit der erzbischöflichen Kurie von Krakau herausgegeben wird und als geistiges Führungsorgan der polnischen Katholiken bezeichnet werden kann, an den Kirchentüren verkauft wird. Da die öffentlichen Zeitungsbuchhandlungen das Blatt nicht führen, ist der Handverkauf durch diese Maßnahme lahmgelegt. Das Blatt kann nun nur noch durch Abonnement bei der staatlichen Zeitungsvertriebsorganisation bezogen werden. Das bedeutet, daß die Namen der Bezieher bekannt sind.

Der Präsident der volksdemokratischen Republik Polen verlieh an dreißig katholische Geistliche Auszeichnungen. Der Kapitularvikar von Breslau und erste der von Erzbischof Wyschinski neuernannten Domkapitulare, Casimir Lagosz, erhielt das Kommandeurkreuz des Ordens des neugeborenen Polen, weil er „den gesamten Klerus für den Kampf um den Frieden und die Verwirklichung der wirtschaftlichen Pläne mobilisiert hat“, wie es in der Begründung heißt.

Von 273 kriegsbeschädigten oder zerstörten Kirchen und Kapellen im polnisch verwalteten Teil des Erzbistums Breslau wurden 106 völlig wiederhergestellt, 131 sind im Wiederaufbau, 16 liegen noch brach. Zu historisch bedeutenden Gotteshäusern steuerte der Staat erhebliche Summen bei.

Die Klöster der Kongregation von La Salette in Polen werden zur Zeit nacheinander beschlagnahmt.

Die Priesterberufe in Polen und den polnisch verwalteten Teilen Deutschlands werden durch folgende Weihezahlen beleuchtet: Es wurden zu Priestern geweiht in Czenstochau 15 Diakone, in Krakau 22, in Neiße (für die Administratur Oppeln) 18, in Gnesen 15, in Posen 16, in Oliva 4, in Landsberg 29, in Wloclawek 13.

Der „Kapitularvikar“ des kirchlichen Verwaltungsbezirks Landsberg an der Warthe erhielt vom Primas von Polen die Rechte eines residierenden Bischofs verliehen. In der gleichen Vollmacht hat der „Generalvikar“ des polnisch

verwalteten Bistums Ermland die vakanten Sitze im ermländischen Domkapitel bis auf den des Dompropstes neu besetzt.

Die polnische Regierung beschlagnahmte 59 Gebäude, in denen bisher sogenannte „Kleine Seminare“, d. h. gymnasiale Vorbereitungsanstalten für zukünftige Priester untergebracht waren. Es handelt sich um 56 Ordensanstalten und die drei bischöflichen in Czenstochau, Siedlce und Allenstein. Die Seminare mußten daraufhin geschlossen werden. Etwa 10 000 Seminaristen können ihr Studium nicht mehr fortsetzen.

In den vergangenen Monaten nahmen Verhaftungen im Klerus einen größeren Umfang an. Nur wenige der Verhafteten wurden in weiteren Kreise namentlich bekannt. Darunter befinden sich der frühere Rektor der Universität Lublin, der Kanzler von Wloclawek, der Dompfarrer von Kattowitz und ein Mitarbeiter von „Tygodnik Powozeczny“. Der ehemalige Minister Msgr. Kaczynski wurde als Staatsfeind zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt.

In Warschau fanden Tagungen der Vereinigung patriotischer Priester und der verstaatlichten katholischen Caritasorganisation statt. Bei der ersteren hielt der Exeget Prof. Dabrowski eine Rede, worin er mit außenpolitischen Argumenten die Katholiken zum Eintritt in die Nationale Front ermutigte, durch die die interne Struktur der Kirche nicht berührt werde. Die Tagung endete mit einem Huldigungsschreiben an Präsident Bierut. Bei der Caritas-tagung forderte der Schriftsteller Jan Dobraczynski die Erziehung der Kinder in der Liebe zu Gott und der Volkdemokratie.

Tschechoslowakei

Das Kirchenministerium hat die Bevölkerung aufgerufen, religiöse Bücher und Schriften abzuliefern. Die Provinzialbehörden haben diesen Aufruf nachdrücklich unterstützt.

Das Finanzministerium hat die Ablieferung der goldenen und silbernen Kirchenggeräte in den Diözesen Prag, Leitmeritz, Königgrätz und Budweis an die Staatsbank angeordnet, weil diese Kostbarkeiten (in den der westlichen Grenze zunächst gelegenen Gebieten) der Gefahr plötzlicher Angriffe ausgesetzt seien.

Bei der Gründung der „Tschechoslowakischen Gesellschaft zur Verbreitung politischer und wissenschaftlicher Kenntnisse“ bezeichnete Informationsminister Vaclav Kopecky drei Arbeitsziele: das Volk muß erkennen, daß „die Quintessenz aller Probleme das Problem des Verhältnisses zu den Produktionsmitteln und zur Entwicklung der Produktionsmittel ist“, es muß den „neuen Blick“ für die tschechische Geschichte der Klassenkämpfe bekommen, und es muß den richtigen Begriff von Religion erhalten. „Die Frage des religiösen Gefühls des Volkes ist sehr kompliziert. Unter den Kirchenbesuchern müssen wir beispielsweise zweierlei Arten von Leuten unterscheiden. Einmal sind es die, welche mit dem religiösen Gefühl nichts zu tun haben und die Kirchen zu reaktionären Zwecken mißbrauchen... Die anderen Kirchenbesucher sind die einfachen Leute. Diese Menschen muß man gewinnen und belehren; darum haben Philosophen und Naturwissenschaftler einen bedeutenden Platz in der (neugegründeten) Gesellschaft inne. Es gilt, das Volk aus der Unwissenheit zu befreien, das Licht der Erkenntnis zu verbreiten, wissenschaftliche Weltanschauung zu lehren.“

Die tschechische Lehrerzeitung berichtete am 4. 6. 1952: „Genosse Kostelecky, Direktor der Schule Kukleny, ist sehr im Zweifel, ob er eine sehr begabte Schülerin weiter

studieren lassen soll, die die Tochter eines Großbauern ist. Der Vater erfüllt sein Ablieferungssoll an Getreide und Vieh vorbildlich. Die Kreis- bzw. Distriktskommission unterstützt den Genossen bei der Lösung solcher Fälle. Man muß prüfen, ob die Schülerin nicht zu Hause dem politischen Einfluß ihrer Eltern unterliegt, ob sie fähig ist, den irrigen Ansichten ihres Vaters zu widerstehen. Nach dieser Prüfung muß man ihr eine Erziehung zuteil werden lassen — sei es als Arbeiterin, sei es als Studentin —, damit sie ein starkes und bewußtes Mitglied unserer demokratischen Volksrepublik wird.“

In derselben Zeitung schreibt Frau Fattova, Referentin im Erziehungsministerium: „Die Kindergärten sind ein gewaltiges Instrument der Industrialisierung unseres Landes.“ 2 200 staatliche Kindergärten arbeiten jetzt ganz-tägig, damit es auch die Mütter können.

Bei der Budgetrede am 27. 3. 1952 sagte der Erziehungsminister Zdenek Nejedly: „Es ist unsere Pflicht, unsere gesamte Jugend, selbst schon die Jüngsten, mit militärischem Geist zu erfüllen... Man hat unaufhörlich die Meinung verbreitet, daß wir keine Soldaten waren, daß wir von Natur ein sanftes und friedfertiges Volk sind. Das ist doch nicht wahr! Wir haben schließlich die Pflicht zu sagen, daß wir eine kriegerische Nation sind.“

Der Titel des tschechoslowakischen Lehrbuchs der Erdkunde für die zweite Gymnasialklasse lautet: „Die UdSSR und die volksdemokratischen Länder Europas. Die kapitalistischen Länder Europas.“ Als Abbildung für Frankreich wurde Paris gewählt. Die Bildunterschrift lautet: „Vor einem Luxuskino schlafen nachts die Bettler“ (Seite 207). England wird auf Seite 196 durch eine Höhlenwohnung illustriert. Darunter steht: „In England ersetzen solche Höhlen die Wohnungen. Die Höhlen von Kidderminster.“ Der entsprechende Lehrplan bestimmt für die Erdkunde von Rußland fünf Monate, für die Volksdemokratien und die Kapitalisten je zwei Monate. Dazu schreibt M. Dedina, einer der Autoren: „Es ist besser, daß die Kinder nicht wissen, wo der Lago Maggiore liegt, als daß sie den konkreten Unterschied zwischen einem kapitalistischen und einem sozialistischen Staat nicht kennen.“

Aus der Slowakei wird berichtet, daß die am Sonntag zur Zeit des Gottesdienstes geöffneten Kirchen nur von Regierungspriestern versehen werden. Der größte Teil des Weltklerus ist von der Bildfläche verschwunden und lebt im Untergrund. Die Geistlichen üben in Verkleidungen, jeder für sich, vom Volk unterstützt, ihr Amt aus. 300 von 2 080 Weltpriestern und 350 von 400 Ordensgeistlichen sind im Gefängnis, ebenso 3 Bischöfe und 2 Weihbischöfe. 4 Apostolische Administratoren bzw. Kapitularvikare stehen unter Hausarrest. Eine Hierarchie gibt es nicht mehr.

Ungarn

Die Priesterseminare der Diözesen Esztergom (Gran), Kalocsa Pecs, Stuhlweißenburg, Steinamanger, Vac und Veszprem sind im Laufe dieses Sommers durch die Regierung geschlossen worden. Zur Ausbildung des Priesternachwuchses verbleiben der Kirche drei Diözesanseminare des lateinischen Ritus, ein viertes für den byzantinischen Ritus und die Theologische Akademie in Budapest.

In Szegedin und Keckemet wurden staatliche Seminare für Seelsorgehelfer eröffnet, die insgesamt etwa 100 Kandidaten zählen. Diese werden nach Beendigung ihrer Ausbildung durch Angehörige des Friedenskomitees progressiver Geistlicher verwaisten Pfarreien zur Aufrechterhaltung der religiösen Unterweisung zugewiesen werden.

Der Apostolische Administrator der Erzdiözese Gran, Bischof Hamvas, teilte den in der Diözesaneseelsorge tätigen Ordensgeistlichen ihre Entlassung mit. In dem Schreiben heißt es: „Ich bedaure, Sie davon unterrichten zu müssen, daß ich durch Anweisung des Staatlichen Amtes für kirchliche Angelegenheiten genötigt bin, Sie von Ihren gegenwärtigen Verpflichtungen zu entbinden. Wenn Sie im priesterlichen Amt verbleiben wollen, werden Sie einen Ordinarius suchen müssen, der in der Lage ist, Sie zu verwenden. In der Erzdiözese Esztergom ist das nicht der Fall. Sie können auch nicht die Erlaubnis erhalten, die heilige Messe zu feiern, ausgenommen in inoffizieller Form und außerhalb der gewöhnlichen Zeiten.“ Es ist nicht festzustellen, ob die Unterschrift des Bischofs authentisch ist oder in seinem Namen von dem staatlichen Kommissar der Diözese abgegeben wurde.

Radio Budapest und Pressestimmen haben ihrer Entrüstung darüber Ausdruck gegeben, daß Priester Kinder aus ihrer Gemeinde moralisch zur Einschreibung für die Teilnahme am Religionsunterricht gezwungen haben. Der Pfarrer Galambos in Budapest habe sein Pfarrhaus dazu mißbraucht, Jugendlichen, die sich dort zum Spiel eingefunden hatten, heimlich Religionsstunden zu erteilen. Er habe sich dadurch gegen das Abkommen zwischen Staat und Kirche vergangen, das für die Erteilung von Religionsunterricht die vorherige Registrierung fordert.

Mangelnde Getreideablieferung im Dorfe Bakonyzeg wurde dem Ortspfarrer Thomas Ludanyi im Radio Budapest vorgeworfen. Unter den Anschuldigungen gegen ihn wurde vorgebracht, daß er Gebete um Regen veranstalte. „Wenn die Priester etwas mit dem Regen zu tun hätten“, sagte der Reporter, „würde es früher auf den Ländereien der Adligen und auf ihren eigenen reichlich geregnet haben.“

Die kalvinistische Kirche Ungarns hat ihre letzten fünf kircheneigenen höheren Schulen dem Staat übergeben. Die katholische Kirche unterhält die ihr zugestandenen acht Schulen gegenwärtig noch.

Die ungarischen Geistlichen sind angewiesen worden, alle drei Monate über ihre Tätigkeit für den Aufbau des Sozialismus zu berichten.

„Christ und Welt“ gibt folgendes Zitat aus der Budapester Zeitung „Szebed Ifjusay“ wieder: „Unsere Frauen sind in den letzten Jahren sehr weit gekommen. Sie arbeiten in Gießereien und Bergwerken, wir finden sie auf Traktoren und Kränen. Eine Frau arbeitet sogar vor einem offenen Schmelzofen, was früher ausschließlich als Männerarbeit gegolten hat.“

Jugoslawien

Die letzte katholische Zeitschrift Sloweniens, Oznanilo, die in Laibach erschien, mußte ihr Erscheinen einstellen.

Der Journalist Misko Kranjec bezeichnete auf einer offiziellen Versammlung der Journalistenorganisation das Verhalten der Presse gegenüber der Kirche als „nicht überzeugend“. Er sagte, der Aufklärungsfeldzug gegen den Klerus müsse sich viel mehr persönlicher Details bedienen. Die Polizeiakten enthielten genügend skandalöses Material.

Erzbischof Stepinac konnte in den letzten Monaten mehrfach Besuche ausländischer Gäste empfangen. Einer dieser Gäste, ein österreichischer Priester, hat seinen Besuch im Innsbrucker „Volksboten“ beschrieben. Er wurde nach scharfer polizeilicher Personalkontrolle vorgelassen. Der

Erzbischof erzählte ihm, ihm sei wiederholt angeboten worden, das Land zu verlassen. Er habe aber keinen Gebrauch davon machen können, da ihm keine Gewähr für die Wiedereinreise geboten wurde. Msgr. Stepinac warnte durch seinen Gast die Öffentlichkeit vor jedem Kompromiß mit jeder Art von Kommunismus. „Zwischen Feuer und Wasser gibt es keine Freundschaft. Die Verfolgung der alten heidnischen Kaiser geschah in der Überzeugung, daß der Glaube an die Götter wahr sei. Die heutigen Verfolger haben aber überhaupt keinen Glauben an Gott. Wenn sie könnten, würden sie alle Geistlichen ausrotten.“

Im Alter von 86 Jahren wurde der slowenische Pfarrer Karl Gnidovic wegen Zusammenarbeit mit der deutschen Besatzungsmacht zum Tode verurteilt. Mit ihm waren 17 Personen, darunter zwei Priester, angeklagt. Weitere drei Angeklagte wurden zum Tode, die anderen zu insgesamt 93 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt. Die Angeklagten wurden beschuldigt, der nationalen Befreiungsbewegung Titos in Zusammenarbeit mit dem ins Ausland geflüchteten Laibacher Bischof Rozman eine weißgardistische Bewegung entgegengesetzt zu haben. Zu den erschwerenden Umständen gehörte die Tatsache, daß Pfarrer Gnidovic in der Kirche für den „hochwürdigsten Bischof Rozman“ öffentlich gebetet hatte. Er hatte außerdem „vatikanische Befehle kompromißlos befolgt“, Confratres, die sich der nationalen Cyrill-Methodius-Vereinigung patriotischer Priester angeschlossen haben, als „dumme Apostaten“ bezeichnet und gesagt, daß es Leute gibt, die „Gott vergessen, weil sie nicht ihre Existenz verlieren wollen“.

Der Apostolische Administrator von Laibach, Bischof Vovk, wurde wegen Verächtlichmachung eines Gerichtes zu 50 000 Dinar Geldstrafe verurteilt, weil er die Unparteilichkeit der Justiz bezweifelt hatte. In der Urteilsbegründung hob das Gericht sonderbarerweise hervor, daß es „ohne Rücksicht auf die soziale, religiöse, nationale und rassische Zugehörigkeit des Angeklagten“ geurteilt habe.

Bischof Banic, Apostolischer Administrator von Sebenice, wurde bei einer Firmungsreise am hellen Tage von einer Bande überfallen, ohne daß die Polizei ihn hätte schützen können. Diese Meldung enthält eine wichtige Warnung an ausländische Reisende, die dadurch über die Unsicherheit jugoslawischer Landstraßen orientiert werden.

Die maßgebende Belgrader Zeitung „Borba“ teilt mit, daß der sozialistische Kampf „die Grundlagen für den Fortbestand religiöser Vorurteile untergräbt“. Aber die Freiheit von der „religiösen Sklaverei“ könne nicht nur durch die vorteilhafte Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse erreicht werden, sie hänge ebenso von der Erziehung der Jugend ab.

Die steuerliche Behandlung kirchlicher Einkünfte, die nach Konfiskation des Kircheneigentums nur aus Stiftungen bestehen, soweit nicht auch diese, wie in Teilen Sloweniens, verboten sind, ist folgende: Die Gemeinden haben, nach Entrichtung einer Steuer, ihre Einkünfte an die Diözesen abzuliefern, wo sie mit einer siebenzigprozentigen Körperschaftssteuer belegt werden. Die Diözesen verteilen die Gelder alsdann an die Gemeinden, die diese Diözesanzuschüsse als Einkommen versteuern. Die Steuer, die die Pfarrgemeinden aufzubringen haben, ist in dieser letzten Phase nur noch gering. Die Pfarrgemeinden von Agram zahlten z. B. durchschnittlich 200 000 Dinar, d. h. etwa 3 000 DM jährlich.

Bulgarien

Zwei von den drei in Bulgarien residierenden katholischen Bischöfen wurden anfangs August verhaftet: Msgr. Cyrill Kourteff, Exarch für den byzantinischen Ritus, und Msgr. Johann Romanoff, Apostolischer Vikar von Sofia. 30 von 120 Priestern sind in Haft.

Der dritte bulgarische Bischof, Msgr. Bossilkoff von Nicopolis, wurde am 20. September mit drei von seinen Priestern wegen Spionage zu Gunsten des Vatikan zum Tode verurteilt. Mit ihnen standen weitere 25 Priester und 12 Laien vor Gericht, die zu langen Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Alle gestanden ihre Schuld, baten um gerechte Strafe und Gnade und forderten den Gerichtshof auf, ihnen Gelegenheit zur Sühne ihrer Schuld vor der Nation zu geben, wie die amtliche bulgarische Nachrichtenagentur mitteilte. Es ist von Wichtigkeit, sich daran zu erinnern, daß vor drei Jahren, 1949, 15 evangelische Geistliche in Bulgarien wegen Spionage verurteilt wurden.

Der „Osservatore Romano“ schrieb zu dem Urteil, diese neue Infamie habe alle vorausgegangenen Ereignisse der religiösen Verfolgung in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang übertroffen. „Das Urteil von Sofia sagt uns, daß die bulgarische Volksdemokratie keine Vorbehalte macht: sie will Blut sehen, vielleicht um ihrem verbrecherischen Terrorismus mehr Überzeugungskraft zu verleihen.“

In einem Gefängnis von Sofia verstarb im August der Obere des Kapuzinerklosters der Stadt, P. Fortunatus Bakalashi, der seit dem 8. Juli in Haft war. Die Zentralbehörden haben jetzt die Todesursache bekanntgegeben. Es handelte sich um „doppelseitige Lungenentzündung“.

Durchblicke auf den russischen Alltag Bei dem propagandistischen Charakter aller Mitteilungen, die wir über das Leben in der Sowjetunion erhalten, ist es schwer, das tatsächliche konkrete Leben dahinter zu erkennen. Wo immer wir es fassen zu können glauben, erscheint uns dies daher beachtenswert. Wir haben im 6. Jhg., S. 134 ff. darum ausführlich eine Studie P. Robert Boscs SJ wiedergegeben, in dem dieser sowjetrussische Romane auf das darin wiedergespiegelte wirkliche russische Alltagsleben hin analysiert hat. Von Zeit zu Zeit dringen Nachrichten durch, die uns in ähnlicher Weise Aufschluß über das wirkliche Leben geben: dadurch z. B., daß irgend etwas kritisiert wird. Wird es bekämpft, so muß es existieren!

Das unideologische Filmschaffen

So existieren offenbar Spiel- und Unterhaltungsfilme, die den propagandistischen Absichten der Regierung nicht entsprechen, aber vermutlich den Beifall des Volkes finden und die Lichtspielhäuser füllen. „La Croix“, die französische katholische Tageszeitung, hat im Moskauer Sender eine Kritik der „Prawda“ an russischem Filmschaffen aufgefangen, die das Mißvergnügen offizieller Stellen verrät. „Das sowjetische Filmschaffen hat in der Durchführung der Parteidirektiven, versagt“, hieß es da, „und entspricht nicht immer den Bedürfnissen der Partei und des Publikums“. Das Zentralkomitee der Partei hatte vor sechs Jahren Richtlinien für das Filmschaffen gegeben: der Film sollte vor allem die moralische und ideologische Höhe des Sowjetvolks ins Licht rücken; mit der Sorg-

losigkeit und Verantwortungslosigkeit gewisser Filmproduzenten sollte Schluß gemacht werden. Da die Prawda aber jetzt beklagt, daß es „eine große Zahl ideologisch wenig wertvoller Filme gebe und gewisse Filmleute sich in Alltag und Mittelmäßigkeit gefielen und sich ewig wiederholten“, hat die Direktive offenbar nicht gewirkt. Auch die Dokumentarfilme werden wegen ihrer Monotonie und schlechten Auswahl getadelt.

Natürlich ist es sehr schwer, sich ein Bild davon zu machen, was in Wahrheit dieser Filmproduktion vorgeworfen wird. Aber wäre es nicht psychologisch sehr verständlich, wenn das Publikum all die Lobpreisung der „hohen moralischen und ideologischen Qualitäten des Sowjetbürgers“ leidgeworden wäre und lieber Bilder des wirklichen Lebens oder der „verantwortungslosen“ Entspannung sähe? Bemerkenswert ist an dieser innerrussischen Filmkritik jedoch auch, daß es immer wieder überhaupt möglich ist, daß sich Produktionen hervorwagen, die „den Parteirichtlinien nicht entsprechen“. Ähnlich wie die russischen Romane, über die P. Bosc berichtet hat, im russischen Alltag die gleichen Beweggründe und Triebe des Menschenherzens am Werk zeigen wie überall: Ehrgeiz, Gewinnsucht, Geltungsdrang, Liebe und Bequemlichkeit, wird wohl auch der russische Film immer wieder zu viel vom Allgemein-Menschlichen, Schlicht-Menschlichen verraten, anstatt unausgesetzt Propaganda zu machen.

Orthodox-marxistische „Mischehen“

Die Schweizer Katholische Nachrichtenagentur Kipa brachte Anfang September ebenfalls einen kleinen aufschlußreichen Bericht aus Rußland, den sie der „Komsomolskaja Prawda“, dem Zentralorgan der kommunistischen Jugend, entnommen hatte. Dieser Bericht handelt von Schwierigkeiten, die in Rußland aus der kirchlichen Trauung folgen können, wie sie die sowjetische Auffassung sieht. Der flüchtige Einblick, den wir hier in das russische Leben tun können, bestätigt in einem anderen Punkt auf schlagende Weise die Gedanken, die P. Bosc aus seiner Analyse russischer Romane gewonnen hatte: daß nämlich die Partei in Rußland völlig den Charakter einer „Kirche“ angenommen habe. Daß der Kommunismus die Rolle einer Religion spielt, ist nichts Neues; aber die kirchenähnliche Stellung der Partei ist doch noch etwas mehr.

Der Vorgang, über den sich „Komsomolskaja Prawda“ aufgehalten hat, war folgender: Zwei junge Leute, beide Studenten und Mitglieder des religionsfeindlichen Komsomol, der sowjetischen Jugendorganisation, haben sich auf Drängen der frommen Mutter des jungen Mannes kirchlich trauen lassen, wenn auch, um niemandes Karriere zu schaden, in großer Heimlichkeit. Doch die Ehe wird nicht glücklich, und sie suchen um Scheidung nach. In dieser Situation zeigt der Vater der jungen Frau aus Erbitterung den Schwiegersohn bei der Partei wegen der kirchlichen Trauung, die im geheimen stattgefunden hatte, an. Der Artikel gibt nicht an, ob und wie der „Schuldige“ gestraft wird. Aber interessant sind die Bemerkungen, die die russische Jugendzeitung an den Vorgang anknüpft: sie gleichen vollkommen den Klagen einer Kirche, wenn eines ihrer Kinder eine gemischte Ehe eingeht.

„Das Gemeinschaftsleben der jungen Leute“, heißt es da, „konnte nicht glücklich sein, weil ihm die ideologische marxistisch-leninistisch-stalinistische Grundlage fehlte.“

Gleich nach ihrer Heirat vor dem Popen fühlten sie die Schande, daß sie sich an die Kirche gewandt hatten und dies vor der Partei geheimhalten wollten. Deshalb kam es zu Auseinandersetzungen, eine gegenseitige Unzufriedenheit griff Platz, sie hatten ineinander kein Vertrauen mehr, und schließlich blieb nichts anderes mehr übrig, als das gemeinsame Leben aufzugeben. Dann erst entschloß sich der Kommunist zu dem, was er vor der kirchlichen Trauung hätte tun müssen: die Parteinstanzen in Kenntnis zu setzen.“

Die Behandlung politischer Gefangener in der Justiz der Volksdemokratien In Westeuropa herrscht die Vorstellung, daß die Justiz der Volksdemokratien politische Gefangene unmenschlich behandle, das heißt, sich fortgesetzter Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig mache. Diese schwerste Anschuldigung, die gegen einen Staat erhoben werden kann, wird von den beschuldigten Regierungen in Abrede gestellt. Sie muß deshalb durch konkrete Zeugenaussagen bewiesen werden. Es ist von großer Bedeutung, solche Zeugenaussagen der Öffentlichkeit bekanntzugeben. Denn darüber, ob in den Volksdemokratien die Menschenrechte geachtet werden, entscheiden Tatsachen. Sie überzeugen auch denjenigen, der für philosophische Beweisführung unempfindlich oder gegen sie mißtrauisch ist. Tatsächliche Zeugenaussagen sind von besonderem Wert, wenn sie nicht nur vergangene Erlebnisse des Zeugen betreffen, die sich nicht mehr nachprüfen lassen, sondern gegenwärtige Zustände, die kontrolliert werden können. Die betroffenen Regierungen hätten die Möglichkeit, solche Aussagen zu entkräften, wenn sie sie einer internationalen Prüfung unterziehen ließen. Wenn sie das nicht tun, muß angenommen werden, daß die Berichte zutreffen.

Das Pankraz-Gefängnis in Prag

Die von der Tschechischen Christlichen Akademie in Rom herausgegebene „Veritas-Korrespondenz“ ist im Besitz eines Dokumentes, das aus dem politischen Pankraz-Gefängnis in Prag herausgeschmuggelt wurde und die Zustände in diesem Untersuchungsgefängnis schildert. Das Gefängnis ist zu 500 % überbelegt. In Einzelzellen befinden sich 4—5 Häftlinge, die sich im Sitzen und — während der dazu bestimmten Stunden — im Schlafen ablösen müssen. Die Häftlinge haben Nummern mit dreistelligen Zahlen. Wer seine Nummer vergißt, wird für eine Woche auf halbe Ration gesetzt. Die Verhöre finden im Polizeihause in der Bartholomäusgasse statt. Die Untersuchungskommissäre sind fachlich nicht vorgebildete politische Beamte. Vor Beginn der Untersuchungen werden die Häftlinge in ein mit Kacheln ausgelegtes Zimmer geführt und mit der Stirn an die Wand gestellt, bis sie von ihrem Referenten gerufen werden. Die Wartezeit in dieser Stellung beträgt eine Stunde und mehr. Wenn die Häftlinge zur Vernehmung geführt werden, müssen sie dunkle Brillen aufsetzen, offenbar, um den Kommissar nicht genau sehen zu können. Die Verhöre dauern im Einzelfall bis zu neun Stunden. Während dieser Zeit erhalten die Häftlinge keine Nahrung. Die Fragen des Verhörs sind schriftlich festgelegt. Sie werden in sehr schneller Folge gestellt, so daß für eine Antwort oft nicht genug Zeit bleibt. Die ganze Fragenreihe wird im Laufe des Verhörs mehrmals und in folgenden Verhören von neuem wiederholt. Während der Verhöre sind aus den Ver-

nehmungsräumen häufig unmenschliche Schreie zu hören, und zwar bis in die benachbarten Häuser, so daß diese evakuiert und mit Polizeibediensteten belegt wurden. Die Untersuchungsprotokolle werden den Vernommenen nicht sofort, sondern nach Tagen zur Unterschrift vorgelegt. Sie haben dabei keine Möglichkeit, den Text selbst durchzulesen. Die Reihe der Verhöre dauert im Einzelfall durchschnittlich drei Wochen.

Torturen

Häufig werden am Abend nach Ende der Vernehmungen weniger Untersuchungsgefangene ins Gefängnis zurückgebracht, als am Morgen hingeführt wurden. Wer bei der Vernehmung Verletzungen erlitt oder ohnmächtig wurde, verbleibt über Nacht im Polizeigebäude. Die Ohnmächtigen werden durch Güsse kalten Wassers zum Bewußtsein gebracht. Bis dahin liegen sie in Wasserlachen. Am 18. Februar 1952 wurde in eine Zelle des Gefängnisses nach dem Verhör eine Frau eingeliefert, die in einen Sack gesteckt war. Die Aufseher zogen die Frau heraus, während sie vor Schmerzen schrie. Die Zellengenossen sahen, daß die blutigen Kleider am Körper klebten. Sie begannen, die Frau mit dem im Krüge befindlichen Trinkwasser abzuwaschen, worauf eine Aufseherin sie mit Schlägen davon abhielt und ihnen verbot, die Verwundete anzurühren. Während der ganzen Nacht wand diese sich in Schmerzen und wimmerte. Die Mitgefangenen mußten schweigend zusehen.

Das tägliche Leben

Wenn die Verhöre beendet sind, ist es unbestimmt, wann das Gerichtsverfahren durchgeführt wird. Die Untersuchungsgefangenen dürfen mit ihren Angehörigen in der Weise verkehren, daß sie ihnen monatlich einmal eine Postkarte schreiben. Jedoch kommen die Postkarten nicht an. Die Angehörigen ihrerseits erhalten über die Untersuchungsgefangenen keine Information. Im Pankraz-Gefängnis warten viele Insassen seit mehr als einem Jahr auf ihr Gerichtsverfahren. Während dieser Zeit tragen sie ihre eigenen Kleider, in denen sie verhaftet wurden, so daß im vergangenen Winter Häftlinge in leichtester Sommerkleidung zu sehen waren. Ein Mädchen, das im Sommer ohne Strümpfe und in Sandaletten verhaftet worden war, machte mit bloßen Füßen den täglichen halbständigen Gang im Gefängnishof, der von tiefem Schnee bedeckt war.

Der Beginn der Gerichtsverhandlung wird dem Häftling unmittelbar zuvor mitgeteilt. Bis dahin lebt er folgendermaßen: Er steht um sechs Uhr auf. Zum Waschen wird für alle Insassen einer Zelle ein Kübel Wasser für den ganzen Tag hereingestellt. Während des Tages ist es verboten, auf den Liegestätten zu sitzen. Um sieben Uhr wird als Frühstück schwarzer Kaffee mit 300 g Kleiebrot ausgegeben. Um 11 Uhr erhalten die Häftlinge das Mittagessen, bestehend aus wässriger Suppe, Brei oder Kartoffeln mit Kraut. Zweimal wöchentlich gibt es ein Stückchen Fleisch. Um 4 Uhr nachmittags erhalten sie die Abendmahlzeit, und zwar Suppe, Brei oder Margarinebrot. Hatte der Häftling Geld oder wurde ihm auf gut Glück von den Angehörigen Geld überwiesen, darf er wöchentlich zehn Zigaretten, Seife, Zahnpasta und dergleichen kaufen. Beim halbständigen Spaziergang am Nachmittag ist das Sprechen und Hinaufschauen verboten. Am Samstag und Sonntag herrscht nachmittags Hunger, weil

das Abendessen schon mittags verabfolgt wird. Alle vierzehn Tage wird ein meist kaltes Bad gewährt. Die Zellen wimmeln von Flöhen und Läusen.

In den Zellen brennt Tag und Nacht Licht. Es ist untersagt, beim Schlafen die Augen zu bedecken. Der Häftling hat sich in der Zelle jederzeit so zu placieren, daß er durch das Guckfenster sichtbar ist. Wer gegen diese und andere derartige Vorschriften verstößt, wird mit Entzug des Spazierganges, halber Ration, Wasser und Brot oder hartem Lager bestraft. Die Zellen werden häufig, meist nachts, durchsucht. Dann müssen die Zelleninsassen nackt auf den Gang hinausgehen.

In diesem Gefängnis finden auch Hinrichtungen statt. Die Namen der Delinquenten, bei denen es sich offenbar um zum Tode verurteilte Insassen dieses Untersuchungsgefängnisses handelt, werden einen Tag oder auch erst eine Stunde vor der Hinrichtung am frühen Morgen bekannt. Dazu werden die Gefängnishöfe hell erleuchtet. Der Gefangenen bemächtigt sich dann eine solche Nervenspannung, daß im Gefängnis sowohl lautes Toben und Brüllen wie auch lautes Beten zu hören ist, manchmal so, daß die Aufseher der Unruhe nicht Herr werden können.

Körperliche Qualen in chinesischen Gefängnissen

Einen anderen Bericht aus Honkong verbreitete der amerikanische NCWC-Dienst. Er beruht auf den Aussagen katholischer Chinamissionare über ihre Erlebnisse im chinesischen Gefängnis. Die Häftlinge wurden dort zu bestimmten Einschränkungen ihrer körperlichen Funktionen gezwungen. Von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends hatten sie gerade, schweigend auf einer Bank in ihrer Zelle zu sitzen. Abends um zehn Uhr wurde der Befehl zum Schlafen gegeben. Zehn Minuten später begannen die Wachen zu lärmern. Die Lärmszenen wurden über Nacht in Intervallen wiederholt. Da auch die Verhöre nachts stattfanden, war das Erwachen jedesmal mit dem Schock verbunden, vielleicht zum Verhör geführt zu werden. Bei dem lähmenden Stillsitzen während des Tages, die Augen ununterbrochen auf die Wand der Zelle gerichtet, nickten die Gefangenen in dem tödlichen Schweigen immer wieder ein. Sie wurden dann durch die Wache geweckt.

Das an sich ausreichende Essen wurde ganz trocken verabreicht. Erst eine Stunde danach gab es einen Becher Wasser. Beim Essen des trockenen Mahles wurden die Gefangenen zu höchster Eile getrieben. Waren sie nach kurzer Zeit nicht fertig, wurde ihnen der Rest weggenommen und unter Umständen die Ration gekürzt. Es vergingen Monate ohne Wäschewechsel und Bad. Das Waschwasser war äußerst knapp bemessen. Die Abortanlage war außerhalb der Zelle. Ihre Benutzung war an bestimmte Zeiten gebunden. Wer sich von seiner Bank in der Zelle erhob, bevor er zum Austreten aufgerufen war, wurde zurückgeschickt. Wer aber sitzenblieb, wurde oft überhaupt nicht aufgerufen. Außerhalb der bestimmten Zeiten konnten Erlaubnisse erbeten werden, die aber oft erst nach stundenlangem Warten erteilt wurden. Eine große Zahl von Vorschriften sonstiger Art trieb die Gefangenen oft zur Verzweiflung. Die höchste Qual bereiteten auch in diesen Gefängnissen die Vernehmungen. Sie wurden unter Umständen ununterbrochen zwei Tage fortgesetzt, bis der Gefangene gestand. In den Zellen waren die Häftlinge ganz eng zusammengepfercht. P. Eugen Lauzon SJ sagt in seiner Schilderung, sie seien zu 54 Menschen in einer Zelle gewesen. Es war so eng, daß sie sich nachts auf den Boden

legten, wie man Sardinen verpackt. Die Zelle hatte keine Luftzufuhr von außen. Unter den Gefangenen lagen eine Anzahl in Fesseln. Er selbst wurde wiederholt längere Zeit an den Händen und am Nacken gefesselt.

Aus Amerika, Asien und Australien

Eine wichtige Stellungnahme zur Eigentumsfrage Der Apostolische Delegat in Kanada, Erzbischof Ildebrando Antoniutti, gab in St. Boniface (Manitoba) anlässlich einer Bischofsweihe eine grundsätzliche Erklärung zur Frage des Eigentumsrechtes ab. Nach einem Bericht des NCWC-News Service formulierte er den Satz: „Volk ohne Land hat ein Recht auf Land ohne Volk.“ Kein Eigentumsrecht habe den Vorrang vor dem Recht aller Menschen, sich der Naturquellen zu bedienen, die sie zur Erhaltung ihres Lebens benötigen.

„Das große soziale Problem unserer Zeit ist das Problem der überbevölkerten Länder, der Völker ohne Land. Sie müssen freien und leichten Zutritt zu den Ländern ohne Volk erhalten, wenn die Welt die drückende Arbeitslosigkeit, den Streit und den Krieg beenden und in eine Ära der Beständigkeit, des Friedens und der Harmonie unter den Völkern gelangen will.

Diese Tatsache ruft nach einer kühnen Politik, nicht nur hinsichtlich einer Umwandlung der wirtschaftlichen Strukturen, sondern auch in bezug auf ein tieferes Verständnis und einen richtigeren Begriff von den Rechten und Beschränkungen des Privateigentums und den Rechten und Beschränkungen des Staates, den Zuzug von Auswanderern in untermölkerte und reichere Länder zu gestatten oder zu behindern. Ein solcher Eigentumsbegriff auf weltweiter Ebene scheint das Herz der sozialen Probleme unserer Tage zu treffen. Die Teilung und Verteilung des Eigentums an der Welt in privates Eigentum kann die wesentliche Bestimmung der natürlichen Schätze der Welt nicht aufheben, jener Rohstoffquellen, die nach den Worten des Heiligen Vaters von Gott zum Gebrauch für alle geschaffen worden sind. Daraus folgt, daß die Menschen ein Grundrecht haben, das ihnen nicht verwehrt werden kann: in geordneter, jedoch freier Weise auszuwandern und Zugang zu den natürlichen Rohstoffen zu finden. Die Gesellschaft hat Mittel und Wege zu schaffen, um dies zu ermöglichen. Volk ohne Land hat ein Recht darauf, das Land ohne Volk zu bestellen. Das Volk von Ländern, die ihren Arbeitskräften keine natürlichen Rohstoffquellen zur Bearbeitung geben können, hat ein Recht auf die Rohstoffquellen der Länder, die keine Arbeitskräfte besitzen, um diese auszubenten . . . Von diesem Standpunkt betrachtet, ist die augenblickliche Not eines großen Teiles der Völker eine furchtbare Anklage unserer Praxis sozialer Gerechtigkeit und eine erschreckende Verneinung der Brüderlichkeit unter den Menschen . . .

Die Kirche hat den Weg gezeigt. Die Katholiken der Welt sollten mit kühner Energie die Führung übernehmen und weder vor der Apathie noch vor übertriebenem Individualismus, Isolationismus und falschem Nationalismus zurückweichen. Obwohl diese Aufgabe der Völker der freien Welt eine gigantische ist, gibt es keinen andern Ausweg. Nur in dieser Lösung, mutig angegriffen und mutig verwirklicht, können wir den Frieden der Gerechtigkeit und Liebe finden, den die Welt so notvoll erstrebt.“

Erste Schritte gegen den Erziehungstotalitarismus Die weltweite Tendenz zum staatlichen Erziehungsmonopol bedroht den christlichen Glauben und die

natürliche Funktion der Familie an der Wurzel. Innerhalb der westlichen Welt gibt es keine gefährlichere Strömung als diese. Ihre internationale Mächtigkeit ruft nach internationaler Abwehr durch den organisierten Willen der Katholiken, insbesondere der katholischen Elternschaft aller Länder. Die Initiative dazu geht in diesem Augenblick von Südamerika aus. Am 25. Oktober trat in Lima (Peru) ein Kongreß katholischer Eltern zusammen, aus dem sich die Bildung einer Inter-amerikanischen Föderation katholischer Eltern ergeben soll. Sie ist durch Kongresse in Columbien, Bolivien, Argentinien und Brasilien vorbereitet worden. Man kann nur die Hoffnung aussprechen, daß diese Föderation zum Leben gelangt und sich über alle anderen Ländern ausbreitet.

In diesem Sinne wird hoffentlich auch das Internationale Büro für katholische Erziehung tätig werden, das nach einer im vergangenen Jahre ergangenen Anweisung des Heiligen Stuhles nunmehr in Luzern konstituiert wurde und sein Sekretariat im Haag haben wird. Seine Aufgabe wird neben der informatorischen Zusammenfassung aller Materialien über katholische Erziehungstätigkeit vor allem in der Mitarbeit bei der UNESCO bestehen. Der deutsche Vertreter in diesem Büro ist Professor Solzbacher, Köln.

Eine Stimme gegen die Geburtenkontrolle Die Weltgesundheitsorganisation der Vereinten Nationen neigt ebenso wie die Welternährungsorganisation unter

dem Einfluß rationalistischer Politiker und Wissenschaftler zu der Auffassung, daß das Bevölkerungsproblem nur durch die Geburtenkontrolle in den überbevölkerten Ländern dauerhaft zu lösen sei. Um so erfreulicher ist es, daß der derzeitige Präsident der Gesundheitsorganisation, der philippinische Staatssekretär für Gesundheitswesen, Dr. Juan C. Salcedo, außerordentlich entschieden gegen diesen Kurzschluß Stellung nimmt. Entgegen dem Leiter des Gesundheitsdienstes beim amerikanischen Hilfsausschuß auf den Philippinen ist Salcedo der Ansicht, daß die Geburtenkontrolle den Zweck verfehlen würde, dem sie dienen soll, und daß nur eine entschlossene Produktionsentwicklung zu einem gesunden Verhältnis von Erzeugung und Verbrauch führen kann. Die Philippinen haben 16 Millionen Hektar landwirtschaftlich nutzbare Fläche, wovon nur 20% bebaut werden. Sie könnten im entwickelten Zustand mit Leichtigkeit 45 Millionen Einwohner ernähren.

Der Staatssekretär hat sich aber nicht auf bloße Worte beschränkt. Er hat allen Ärzten, die sich für die Geburtenkontrolle hergeben, Straf- und Disziplinarverfolgung angekündigt und das Publikum aufgerufen, solche Ärzte anzuzeigen.

Wirtschaftspolitische Vorstoß der australischen Bischöfe Unter dem Titel „Nahrung und Hunger“ haben die australischen Bischöfe zum diesjährigen Sozialsonntag eine Erklärung von grundsätzlicher Bedeutung herausgegeben. Sie haben sich nicht darauf beschränkt, sittliche Grundsätze zu verkündigen oder soziale Gegebenheiten unter dem Gesichtspunkt der katholischen Lehre zu beurteilen, sondern nahmen das

Wagnis auf sich, konkrete wirtschaftspolitische Vorschläge zu machen und ihre Autorität für ein politisches Ziel samt den dazugehörigen gesetzlichen Maßnahmen zu engagieren. Dies ist eine Fortführung der sozialen Pionierarbeit, die die Kirche im 19. Jahrhundert geleistet hat und die mit den Namen von Bischöfen wie Ketteler, Gibbons und Manning verbunden ist. Als solche muß sie dankbar begrüßt werden.

Die Bischöfe fassen die Tatsache ins Auge, daß die landwirtschaftliche Produktion Australiens beängstigend zurückgeht. Während die Bevölkerung von 6 auf 8 $\frac{1}{2}$ Millionen stieg, hat die Zahl der Weizenfarmen um 10000 abgenommen. 1951 wurden 1 $\frac{1}{4}$ Millionen Hektar weniger angepflanzt als 1939. Die Erzeugung und Ausfuhr von Getreide, Butter und Fleisch liegt erheblich unter dem Vorkriegsstand. Wenn diese Tendenz anhält, wird Australien seine natürliche Aufgabe, einen bedeutenden Teil zur Ernährung der Welt beizutragen, nicht mehr erfüllen können, und das könnte unabsehbare internationale Folgen haben, zumal angesichts der Nachbarschaft so vieler Hungergebiete in Asien.

Deshalb legen die Bischöfe ihren Gläubigen und der australischen Öffentlichkeit ein sozial- bzw. wirtschaftspolitisches Fünf-Punkte-Programm gesetzgeberischer Maßnahmen vor, die der Wiederbevölkerung der ländlichen Gebiete und der Steigerung der Produktion dienen sollen, die aber nicht ohne einschneidende Änderungen der Struktur des Wirtschaftsgefüges möglich sein werden, das bis jetzt darauf angelegt ist, einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Menschen ohne Rücksicht auf die übrige Welt einen sehr hohen Lebensstandard zu ermöglichen. Gegen diese Kurzsichtigkeit nehmen nun die Bischöfe einen sozialen Kampf auf.

Die fünf Punkte enthalten folgende Forderungen:

1. Reform der öffentlichen Meinung mit dem Ziel der Anerkennung des Vorranges der Landwirtschaft in der australischen Volkswirtschaft durch das australische Volk und der Bereitwilligkeit zu derjenigen Änderung der Denk- und Lebensgewohnheiten, die jene Anerkennung nach sich zieht.

2. Maßnahmen der Regierungen auf den Gebieten der Finanzpolitik, des Steuersystems, der Siedlungs-, Beschäftigungs- und Einwanderungspolitik, die auf der Überzeugung beruhen, daß es unmöglich ist, den Zusammenbruch der Nation zu vermeiden, wenn die landwirtschaftliche Produktionskapazität nicht voll ausgenutzt wird.

3. Zwangsmaßnahmen gegen diejenigen organisierten Gruppen der Gesellschaft, die sich aus politischen Gründen den gesunden politischen Entschlüssen der Bundes- und Staatsregierungen widersetzen.

4. Wiederherstellung des Verantwortungsbewußtseins der australischen Landwirtschaft in bezug auf die sittliche Pflicht, die Stärke ihrer geschäftlichen Position nicht auszunutzen, nicht nur für den eigenen Gewinn, sondern für das australische Volk und für den Bevölkerungszuwachs aus anderen Ländern zu arbeiten, in denen ein katastrophales Bedürfnis für die Nahrungsmittel besteht, die Australien produzieren könnte.

5. Entschiedene Intensivierung des sozialen Apostolates unter den australischen Katholiken und Hingabe an das Ziel eines Wiederaufbaus ländlicher Tradition, auf der die familiäre Gemeinschaft, die Stärke der Religion und die Größe der Nation beruhen.

Die Bischöfe fordern von der Regierung einen großzügi-

gen Besiedlungsplan, bei dem das System der Großfarmen durch das Prinzip der Ackernahrung ersetzt wird, so daß nicht ein neues Landproletariat, sondern ein bodenverbundener Bauernstand geschaffen wird. Die Masse der Neusiedler müßte von Einwanderern gestellt werden, wenn die Zahl der zu schaffenden Siedlungen dem Bedürfnis und den Möglichkeiten entsprechen soll. Diese Stellungnahme zugunsten einer erhöhten Einwanderung ist politisch besonders aktuell, da die Einwanderungsquote erst kürzlich um die Hälfte herabgesetzt wurde, um auf diese Weise einem Anwachsen der Arbeitslosigkeit und den Möglichkeiten einer Geldentwertung durch große Investitionen für die Einwanderung vorzubeugen. An weiteren Maßnahmen fordern die Bischöfe so einschneidende Dinge wie das Verbot des Landverkaufs zur Vergrößerung bestehenden Besitzes, Landaufteilung in den bereits kultivierten Gebieten, Verhinderung der Bevölkerungszunahme in den großen Industriestädten durch Zuwanderung vom Lande, Verhinderung der Errichtung neuer Fabriken in den Industriestädten, Ausdehnung des staatlichen Wohnbauprogramms auf das Land und Förderung der landwirtschaftlichen Verarbeitungsindustrie in ländlichen Gebieten.

Dieser Vorschlag der Bischöfe hat für australische Verhältnisse ein geradezu revolutionär fortschrittliches Gesicht und steht ebenbürtig neben den umwälzenden Gedanken der bischöflichen Führer der katholischen sozialen Bewegung des vorigen Jahrhunderts. Nur kämpfen diese Bischöfe nicht mehr für ein Industrieproletariat, sondern müssen sich im Gegenteil gerade an die gewerkschaftlich starken australischen Arbeiter wenden, um sie zur Aufgabe ihrer kapitalistischen Haltung zu bewegen, die unter dem schönen Namen Sozialismus ein reiches Land gegen eine hungernde Welt absperrt.

Aus den Missionen

Die christliche Lösung des sozialen Problems in Südafrika
Missionsgebets-Intention für November 1952

Die gemeinsame Kundgebung des südafrikanischen Episkopats über die Rassenfrage, die in Südafrika praktisch mit der sozialen Frage zusammenfällt und über die in der Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 509 ff. ausführlich berichtet wurde, fand wenige

Monate später, im September, eine markante Ausdeutung in einer Ansprache, die Erzbischof Hurley OMI von Durban an die Mitglieder des South African Institute on Race Relations richtete.

Kein Rechtsmonopol für die Weißen

„Die erste christliche Pflicht hinsichtlich der Rassenbeziehungen in Südafrika ist es“, so erklärte der Erzbischof, „die Europäer davon zu überzeugen, daß sie den Genuß von Rechten nicht als ein Monopol beanspruchen können, ohne die menschliche Gerechtigkeit zu opfern.“ Wie das gemeinsame Hirten Schreiben machte auch er einen Unterschied zwischen Grundrechten und bedingten Rechten. Während die zahlreichen bedingten Rechte hinsichtlich ihrer Anerkennung und selbst ihrer Existenz von Faktoren der sozialen Entwicklung abhängen, sind die weniger zahlreichen Fundamentalrechte mit der Person des Menschen verbunden, unabhängig vom Gesellschaftstyp, zu dem er gehört. Die Zerreißen der Familien-

bande, die das Wanderarbeitssystem unvermeidlich hervorruft, ist ein Bruch des Naturrechts, weil der Mensch ein absolutes Grundrecht besitzt, mit Frau und Kindern zusammen zu leben. Unveräußerliche Rechte werden in Südafrika ferner verletzt, wenn man den Farbigen das Recht zur Arbeit und zur freien Heranbildung in qualifizierter Arbeit abspricht. Auch die neueste Tendenz der Regierung, in die Erziehungsrechte einzugreifen, ist zu tadeln. Die Color Bar Act ist ein Bruch des Naturrechts. Zwischen Europäern und Nichteuropäern herrscht, naturrechtlich gesehen, absolute Gleichheit. Die Gewährung bedingter Rechte hängt indes von Pflichten ab, und hier kommt auch die Frage der Verantwortlichkeit in Betracht. Wer Rechte fordert, muß auch Verantwortung übernehmen. Andererseits ist es nicht erlaubt, berechnete Ansprüche abzulehnen. Das Wahlrecht erfordert zum Beispiel ein großes Maß politischer Reife und einen hohen Grad von Verantwortungssinn: „Man kann nicht durch die Welt gehen und dabei aufs Geratewohl demokratische Rechte Menschen zuwerfen, die unfähig sind, sie auszuüben. Das Ergebnis ist Chaos, schlechte Regierung, öffentliche Korruption und eine skandalöse Verwaltung. Das Wahlrecht wird freilich oft als eines der Grundrechte des Menschen dargestellt. Aber nichts Derartiges ist der Fall. Die parlamentarische Demokratie ist in Jahrhunderten gewachsen und setzt wirkliche Reife in dem Volke voraus, das sie ausübt.“ Das praktische Problem in Südafrika liegt darin, festzustellen, wann eine große Zahl von Staatsbürgern jenen Grad von Verantwortungssinn erreicht hat, an den ein besonderes Recht geknüpft ist. Sollen geistig und moralisch weiterentwickelte Menschen erst dann Rechte erhalten, wenn die Masse ihrer Mitmenschen sich hochgearbeitet hat? Das Individuum hat hier das erste Recht auf Beachtung und braucht nicht für Jahrzehnte auf niedrigem sozialem Lebensstandard zu verharren, bis die Masse nachrückt. Die Entwicklung der Nichteuropäer muß studiert werden und die Gewährung von wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Rechten der Entwicklung entsprechend angepaßt werden. Gleichzeitig gilt es, Erziehung zu verbreiten, Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen und das Unrecht der Farbenschanke zu beseitigen. Die Europäer müssen die Tatsache annehmen, daß die Nichteuropäer der westlichen Kultur assimiliert werden und daß manche von ihnen schon reif sind, die Volksrechte der modernen Gesittung zu genießen. Andererseits haben die Nichteuropäer sich klarzumachen, daß die westliche Zivilisation in Jahrhunderten ernsten Bemühens, großer Opfer und endloser Wachsamkeit aufgebaut wurde. Das schließt Überlieferung, soziale Reife und Sinn für Verantwortung ein. Diese Dinge können bei neu in diese Zivilisation eintretenden Völkern nicht in zwei bis drei Generationen erworben werden.

„European only“

Zur Frage der Diskriminierung der Farbigen in der Öffentlichkeit (gesonderte Zugänge zu öffentlichen Gebäuden, Teilnahme an Festlichkeiten, Vergnügungen, Sperrung von Parks, Trennung in der Eisenbahn usw.) sagte der Erzbischof: „Niemand und kein Gesetz gibt einem Farbigen das Recht, in mein Haus einzutreten, an meinem Tisch zu essen, meine Gastfreundschaft zu fordern, meine Schwester zu heiraten und mit meiner Schwiegermutter zu tanzen. Hier gibt es soziale Verschiedenheiten. Sie bestehen unter den Europäern, wie sie bei den In-

dern, Coloreds (Mischlingen) und den Afrikanern bestehen. Hier stehen keine Rechte in Frage. Aber zweifellos geht die Frage der Rassen-Diskriminierung tiefer als dies. Ein die ganze Nation umfassendes Achtungs-System mit seinem üppigen Wachstum von „European Only“-Zeichen trifft in der Seele der Nichteuropäer etwas, was tief und innerlich mit ihrer wahren Lage als Menschen, mit ihrer Menschenwürde verbunden ist. Menschliche Würde ist die natürliche Folge unseres Charakters als vernünftige, freie Geschöpfe. Sie ist uns von Gott eingepflanzt, anerkannt und erlöst durch Christus. Wir haben ein Recht darauf, das so leidenschaftlich geliebt wird, daß wir bereit sind, Not, Gefängnis und Tod zu erdulden, um diese Würde aufrechtzuerhalten.“

Die Rassenfrage im Spiel der Parteipolitik

Während sich die Bischöfe bemühen, das Rassenproblem unter dem religiös-sittlichen Gesichtspunkte zu sehen, der allein eine Lösung verheißt, wird der ganze Fragenkreis immer mehr parteipolitisch verwirrt und verdüstert. Vergebens scheint das Kollektivhirtenschreiben gemahnt zu haben, den Streitfall auf der höchsten Ebene zu betrachten. Vergebens scheint die Warnung gewesen zu sein: „Es kann nichts Gutes dabei herauskommen und nur Unheil wird die Folge sein, wenn das Problem oder irgendeine vorgeschlagene Lösung für Gruppeninteressen oder Parteigewinne ausgebeutet wird.“ Die Regierung Malan hat den 50 000 Kap-Mischlingen, die seit Jahrzehnten mit den Weißen wählen durften, diese Form des Wahlrechts streitig zu machen versucht, nicht zuletzt, um ihre eigene parlamentarische Position zu sichern. Denn die Kap-Mischlinge haben kein Vertrauen zum burischen Nationalismus, und diese Gruppe kann leicht das Zünglein an der Waage im politischen Spiele gegen die jetzige Regierung ausschlagen lassen, wenn sie bei den nächsten Wahlen nicht durch einen Advokatenkniff entmachtet wird. Der Oberste Gerichtshof der Union hat das Gesetz gegen die Kap-Mischlinge für ungesetzlich erklärt. Daraufhin schuf Malan einen „Obersten Gerichtshof des Parlaments“, der die Entscheidung des Obersten Gerichtshofes für rechtsunwirksam erklärte. Nun hat das Oberste Gericht des Kaplandes den Parlamentarischen Gerichtshof für rechtswidrig erklärt. Gegen diese Entscheidung appellierte die Regierung an das Appellationsgericht. Was geschieht, wenn dieses wiederum gegen die Regierung entscheidet? Südafrika stolpert in die schwerste Verfassungskrise seiner jungen Staatsgeschichte hinein. Schon erklärt die United Party, der Gegenspieler der Buren, sie würde, wenn durch Neuwahlen ein Parlament zustande käme, das auf der Grundlage des modifizierten Wahlrechts der Kap-Mischlinge gewählt würde, dies Parlament mißachten und seine Gesetze sabotieren. Die Lage ermutigt natürlich die „Bewegung des Ungehorsams“ der Farbigen. Sie demonstrieren und überschreiten die Rassengesetze. Bis jetzt sind mehr als 4000 verhaftet worden. In Natal, der Provinz mit der größten nichteuropäischen Bevölkerung, gehen erstmalig in der Geschichte Inder und Afrikaner zusammen im Kampf gegen die „Color Bar“.

Malan in der Isolierung

Die Weltmeinung ist gegen Malan. Dieser richtet deshalb drohende Worte an die USA, an England, an die Vereinten Nationen und droht mit dem Austritt der Union

aus dem Commonwealth. Er erklärt, die Engländer flirteten mit den Indern, um sie ins westliche Lager zu bringen, und seien deshalb Feinde seiner Rassenpolitik. Er werde sich aber der Weltmeinung nicht beugen, weil Nachgeben Selbstmord der Weißen Südafrikas bedeute. Es sei Zeit, daß Südafrika auch seine Afrikaner gegen die Vereinten Nationen schütze. England habe Indien, Burma, Ägypten verloren. Es verliere jetzt die Goldküste und werde bei Fortsetzung seiner Politik sein Grab in Afrika finden.

Ein Austritt aus dem Commonwealth, den Malan wohl erst nach siegreichen Wahlen im kommenden Jahr riskieren würde, bedeutete eine neue Beunruhigung der Farbigen, die bisher den mäßigenden Einfluß der liberalen Staatspolitik des Commonwealth zu schätzen wußten, er bedeutete die Gefahr einer separatistischen Bewegung in Natal, schließlich Zerschneidung der wirtschaftlichen Bande mit England und ein Abwandern des britischen Kapitals nach Rhodesien und Nyassa, den Ländern der geplanten zentralafrikanischen Föderation. Die politischen Auswirkungen auf ganz Afrika südlich der Sahara sind bei Fortentwicklung der augenblicklichen Krise Südafrikas nicht abzusehen.

Aber auch wenn die Regierung Malan bei den nächsten Wahlen unterliegt, bleibt die Lage schwierig. Die United Party sähe sich als regierende Partei einer aufgepeitschten öffentlichen Meinung gegenüber. Auch sie wird unter dem Druck der großen Emanzipationsbewegung der Farbigen in der Welt stehen. Sie kann ferner ohne die Buren, die mehr als die Hälfte der weißen Bevölkerung südlich der Sahara ausmachen, weder eine stabile Südafrikapolitik noch eine gute Politik zugunsten der Weißen im ganzen afrikanischen Raum treiben.

Msgr. Boyle, Bischof von Port Elizabeth (Südafrika), erklärte im September bei einer Reise in den USA, solange das Rassenproblem in Südafrika ein politisches Streitobjekt bleibe, könne mit seiner Lösung nicht gerechnet werden, wohl aber, wenn sich Regierung, Opposition und Eingeborene an den Runden Tisch setzten und Bereitschaft zeigten, das Rassenproblem im christlichen Geiste zu lösen. Hier ist der Kern der Frage berührt, von deren Lösung in vielem Wohl und Wehe eines großen Teiles von Afrika abhängt. Das Kollektivhirtenschreiben der Bischöfe gewinnt auf dem Hintergrund der Entwicklung immer mehr an richtunggebender Bedeutung. Wenn die christlichen Kirchen Südafrikas zusammenständen, könnten sie einen maßgebenden Einfluß auf die Lösung des Rassenproblems im christlichen Sinne ausüben. Aber leider besteht wenig Hoffnung, daß die Dutch Reformed Church mit ihrer Rassenideologie und ihrem antirömischen Affekt, die der Regierung Malan die „Hoftheologie“ bietet, sich zu einem solchen Zusammengehen bereit fände. Gerade ihr Einfluß ist aber noch immer sehr groß in Südafrika.

Indische Ausprägung Pius XI. hatte in der Missionszyklus der Benediktiner-Regel „Rerum ecclesiae“ einen besonderen Appell an die beschaulichen Orden zur Gründung von Klöstern in den Missionsländern gerichtet. Aber diesem Appell ist nur zögernd entsprochen worden, jedenfalls nicht entfernt im gleichen Rhythmus, in dem man in Europa verlassene oder zerstörte Mönchsklöster wieder besiedelte.

Besonders schmerzlich ist diese Tatsache in Indien empfunden worden, dessen ganze geistige Struktur gleichsam nach dem Apostolat der beschaulichen Orden rief und wo das beschauliche Leben außerhalb des Christentums seit alten Zeiten so sehr gepflegt wird.

Vielleicht sind die großen Mönchsorden nicht so sehr vor dieser Aufgabe zurückgeschreckt, weil ihre Erfüllung in tropischen Ländern für westliche Menschen gewisse Schwierigkeiten mit sich bringt, die eine weitgehende äußere Anpassung an die Umwelt fordern, als weil die ganze Physiognomie des indischen Christentums die notwendige innere Anpassung ebenso sehr hinderte wie die geistige Einstellung des abendländischen Mönchtums überhaupt, das vor einer radikalen Anpassung an eine religiöse Atmosphäre zurückschreckte, die von einem unausrottbar erscheinenden Drang zum Synkretismus erfüllt ist.

Die Folge war, daß der indische Katholizismus stark westlich-aktivistisch geprägt blieb und sich nicht in der Kulturseele Indiens beheimatete. Andererseits erschien er auch den nichtchristlichen Indern als eine mehr soziale Institution, die westlichen Fortschritt, Bildung und soziale Hilfe vermittelte. Die wirkliche spirituelle Kraft und Tiefe, der Heilscharakter des Christentums entging ihnen.

Schon vor über 50 Jahren hatte einer der genialsten Köpfe des indischen Katholizismus, Brahmabandhaw Upadhyay, von Eremitagen und Mönchsgemeinschaften geträumt, wo „wahre Yogis“ in Einsamkeit und Schweigen, in beständiger Fürbitte und Abtötung sich der Betrachtung des Einen und Einzigen widmeten, wo das übernatürliche Wesen des Christentums in den Formen indischen Denkens transparent würde, „wo die transzendenten Frömmigkeitshaltungen des Katholizismus ein indisches Aussehen haben, wo die Kinder Indiens zu Füßen des Doctor Angelicus und Doctor Seraphicus sitzen und an den Quellen der göttlichen Weisheit trinken“. Hier, so meinte Upadhyay, solle die Philosophie des Vedanta den universalen christlichen Wahrheiten assimiliert werden.

Die Zeit war damals noch nicht reif für die Erfüllung solcher Gedanken. Sie werden heute, wo der Katholizismus Indiens nach Überwindung der Phase des Europäismus unter indischen Oberhirten sich in einer großen inneren Umstellung befindet, überall besser verstanden. Die Größe und Schwierigkeit der gestellten Aufgabe darf nicht erschrecken, wenn ihre Erfüllung das einzige Mittel ist, um den Katholizismus im geistigen Leben Indiens zu verwurzeln. Zwar ist es noch ungeklärt, wie weit die noch immer machtvoll eindringende westliche Zivilisation das geistige Leben des Gesamtvolkes umgestalten wird, wieweit auch Indien vom Diesseitsgeist der westlichen Technik überwältigt wird, aber wir dürfen wohl den besten Köpfen des indischen Katholizismus Glauben schenken, wenn sie erklären, daß die spontane Gottbezogenheit, der metaphysische Drang der indischen Seele unübelbar sind. Wenn dem so ist, wird die großartige metaphysische Spekulation Indiens, die durch den Wirrwarr abstruser religiöser Vorstellungen der Volksreligion nie verdeckt werden konnte, auch das Zeitalter des Säkularismus und Materialismus überdauern. Mit anderen Worten: die Lösung der Aufgabe, das Christentum der gesunden Metaphysik Indiens zu vermählen, bleibt von Zeitströmungen unberührt, mögen sie auch noch so be-

drohlich erscheinen. Wo könnte die Aufgabe besser erfüllt werden als in Klöstern, besonders solchen, die sich dem beschaulichen Leben widmen? Diese Klöster müßten sich ganz der indischen Lebensform anpassen. Das bisher in Indien erschienene Mönchtum westlicher Prägung mit seinem westlichen Lebensstandard und seiner westlichen Art von Betätigung konnte dem Inder nicht die Überzeugung vermitteln, daß das eigene überlieferte indische Mönchtum hier seine christliche Widerspiegelung fand.

Seit einer Reihe von Jahren hat der französische Priester Monchanin, der eine Laufbahn als Theologieprofessor in seiner Heimat aufgab, um sich in Indien dem einheimischen Bischof von Trichinopolis zu unterstellen und sich in seiner Diözese der geistigen Anpassungsaufgabe zu widmen, die vor Jahrhunderten der berühmte Jesuit de Nobili begann, in Wort und Schrift den Plan eines rein indischen intellektuellen Ordens entwickelt. Ein abendländischer Benediktiner von Solesmes schloß sich seinen Bestrebungen an Ort und Stelle an. Man will über alle die kleinen Versuche, die anderswo schon gemacht wurden, ein indisches Mönchtum zu begründen, hinausgehen, indem man sowohl die äußere wie die innere Anpassung radikal vortreibt, ohne indes eine Übernahme echter religiöser oder asketischer Werte des Westens auszuschließen.

Man kann nun die interessante Beobachtung machen, daß der oben angedeutete Plan des Brahmabandhaw Upadhyay, der die äußere Tätigkeit ganz ausschalten wollte, gegenüber der anderen Idee immer mehr zurücktritt, die nicht nur körperliche Arbeit der Mönche, sondern auch die Ausübung der Gastfreundschaft und der Caritas im Kloster bzw. im Umkreis des Klosters einschließt. Das äußere Apostolat soll nicht ganz vernachlässigt werden. So kam man zu dem Gedanken, die Benediktinerregel zur Grundlage eines indischen katholischen Mönchtums zu machen. Könnte nicht ein indisches Benediktinertum, das nicht notwendig etwa die Lebensform der Missionsbenediktiner von St. Ottilien übernehme, jene Breite und Tiefe der religiösen und kulturellen Wirksamkeit erreichen, die im jungen Europa die Klöster des heiligen Benedikt hatten?

Das Benediktiner-Priorat von Siluvaigiri

Eine Entwicklung in Indien führte nun Inder selbst zur Aufnahme dieser Ideen. Vor mehr als 5 Jahren sammelten ein ehemaliger indischer Karmelit und sein leiblicher Bruder, der Weltpriester ist, 50 Meilen von Salem in Südindien eine Anzahl junger Männer um sich, um ein Mönchsleben zu führen. Nach verschiedenen Mißgeschicken und Wechselfällen, wie sie allen Erstanfängen innewohnen, wandten sich die Mitglieder dieser Gemeinschaft an die Benediktinerabtei St. André bei Brügge in Belgien mit dem Ersuchen, ihnen zu helfen, damit ihr Beginnen sich zu einem echten Benediktinerkloster auswachse. So ging denn der Gründer, P. Philipp Kaipanplakal, im Jahre 1950 mit fünf jungen Männern nach Belgien, um in St. André das kanonische Noviziat zu machen. Während dieser Zeit leitete der priesterliche Bruder des Gründers in Indien die kleine Gemeinschaft weiter und gab Philosophieurse. Im September 1951 sandte dann der Abt von St. André zwei Mitglieder seines Konvents nach Indien, um die Überleitung der Gründung in ein Benediktinerkloster zu bewerkstelligen. Es wurden zwei bewährte

Patres (Dom Emmanuel de Meester und Dom Dominik van Rollegem) gewählt, die sich sofort den indischen Lebensformen vollkommen anpaßten. Ihr Ziel ist, die junge Gemeinschaft möglichst bald auf eigene Füße zu stellen, damit jede Gefahr eines gewollten oder ungewollten Europäismus von vornherein ausgeschaltet wird. Es steht also jetzt das Experiment zur Debatte, die Benediktinerregel radikal zu indisieren.

Die sechs Inder sind im April 1951 von Belgien nach Indien zurückgekehrt. Bei ihrer Ankunft wurde in dem Kloster, das mit einfachsten Gebäulichkeiten am Fuße eines von einem Kreuz überragten Hügels bei Siluvaigiri (= Berg des heiligen Kreuzes) errichtet ist, das indische Noviziat eröffnet und zugleich der reguläre Chorgesang des benediktinischen Offiziums eröffnet. Letzteres bedeutete für die aus etwa 30 Mitgliedern bestehende Gemeinschaft insofern eine Umstellung, als sie bisher die zentrale Stellung des Opus Dei nicht gewahrt hatte. Von den Mitgliedern sind 19 Kandidaten für das Priestertum. Die Gemeinschaft macht keine Unterschiede zwischen Laienbrüdern und Priesterkandidaten. Jeder hat seinen Rang nach dem Eintritt ins Kloster. Jeder nimmt auch am Offizium teil. Man lebt von der Arbeit der Hände in der eigenen kleinen Landwirtschaft des Hauses. Das Gewand ist das der indischen Sanyassis (Wandermönche). Es unterscheidet sich aber von dem Sanyassikleid (saffrangelb) durch die dunklere Färbung (orangebraun). Die Mönche gehen barfuß, enthalten sich wie die indischen Mönche von Fleisch, Eiern, Fisch, Alkohol und essen mit den Händen, wie dies selbst in den gebildeten Klassen Indiens Sitte ist. Im Chor gibt es keine Chorstühle und Bänke. Beim Gesang des Offiziums hocken die Mönche auf dem Boden. Die äußerste Bedürfnislosigkeit und Einfachheit, die dem indischen Mönchtum eigen ist, soll sorgfältig gepflegt werden, um dem Zeugnis evangelischer Armut und der anderen christlichen Tugenden vor den Augen der Inder sein volles Gewicht zu geben. Auch der einfachste europäische Lebensstandard abendländischer Orden erscheint den Indern als Luxus. Diese Tatsache ist natürlich ein unüberwindliches Hindernis für die indischen Massen, wenn sie in den katholischen Orden das Ideal der Armut verwirklicht sehen sollen. Sie trug bisher mit dazu bei, den wahren Charakter der christlichen Botschaft zu verdunkeln und die Kirche als ein Produkt der westlichen Zivilisation zu betrachten.

Das im April 1952 errichtete Priorat will den spirituellen Überlieferungen Indiens folgen und alles assimilieren, was im Mönchsleben der Hindus annehmbar für das Christentum ist. Es möchte auch die indische Philosophie im Lichte der christlichen Offenbarung adoptieren.

Ausblicke und Schwierigkeiten

Während Abbé Monchanin mit Hilfe des Benediktinerpaters Le Saulx schon die Übersetzung des Psalters in Tamil (südindische Sprache) vorbereitet hatte und den Versuch machte, die ausdrucksvolle indische Terminologie hier einzuführen, ist man im „Siluvaigiri-Ashram“ nicht so weit gegangen. Das Latein wurde als Sprache für Gottesdienst und Chorgebet beibehalten. Da auch die Laienmönche am Offizium teilnehmen sollen, müssen auch sie Latein lernen. Dem Volke, das etwa am Gottesdienst bzw. Chorgebet teilnimmt, ist natürlich die lateinische Sprache unzugänglich. Zwar kennen auch die indischen

Religionen fremde Kultsprachen, aber es ist ja nicht der Sinn des katholischen Gottesdienstes, dem Volke jede lebendige Teilnahme am Gebetsleben der Kirche zu verwehren oder sie aufs äußerste zu erschweren. Man muß auch immer bedenken, daß Latein der indischen Mentalität viel fremder ist als etwa das Sanskrit. Auch die Frage, ob der lateinische Ritus beibehalten werden oder ob etwa ein orientalischer Ritus angenommen werden soll, muß erwogen werden. Vielleicht wird man auch Indien gestatten müssen, liturgieschöpferisch zu wirken. Wenn man einmal mit dem Gedanken ernst macht, das Christentum dem ganzen indischen Wesen zu vermählen, ergeben sich Folgerungen, die in der Logik der Dinge liegen. Der Benediktinerorden scheint entschlossen zu sein, bei der Schaffung eines indischen Benediktinertums auf die ursprüngliche Benediktinerregel zurückzugreifen und alle im Abendland gewachsenen „Anbauten“ und „Gewohnheiten“ der Regel im Interesse der vollkommenen Freiheit der Entwicklung zurückzustellen. Die liturgische Frage ist natürlich in Händen der Kirchenleitung, und diese wird ihre Entscheidungen nicht überstürzen können, zumal die liturgische Frage in ganz Indien heute zur Erörterung steht, weil der syrische Ritus mit der aus Südindien auswandernden katholischen Bevölkerung und deren dem gleichen Ritus angehörenden sehr zahlreichen Priestern immer mehr nach Norden wandert und in Bezirke des lateinischen Ritus eindringt.

P. Michael Frickel OSB hat bei einer Würdigung der Gründung von Siluvaigiri in der „Benediktinischen Monatschrift“ (Nr. 7/8, 1952) von der Möglichkeit gesprochen, daß die Sendung der indischen Benediktiner von Belgien aus vielleicht einmal für Indien die Bedeutung erlangen wird, die die Aussendung des heiligen Augustinus und seiner Gefährten nach England für das Abendland hatte. Diese Möglichkeit erscheint gegeben, wenn wirklich der Vorstoß in das Herz der indischen Kultur gelingt und so der übernatürliche, universale Erlösungscharakter der christlichen Botschaft, ihre geistige Tiefe, ihre mystische Kraft überwältigend offenbar werden. Soll Indien sich der Kirche öffnen, so muß diese in den Formen des indischen Geisteslebens gerade ihre Spiritualität, ihre göttliche Transzendenz, ihre immerwährende Anbetung des Absoluten, ihre flammende Gottesliebe sichtbar machen. Die Kirche steht noch immer vor den Toren des indischen religiösen Lebens in seiner edelsten heidnischen Ausprägung, in der neben dunklen Wolken so viele Strahlen des wahren Lichtes aufleuchten. Gerade das katholische Mönchtum mit seiner Loslösung von der Unbeständigkeit und Eitelkeit der Welt, mit seiner Konzentration auf den Dienst Gottes vermöchte wohl die Tiefen der indischen Seele zu öffnen, die dem Verständnis des Christentums bisher verschlossen waren. Indien hat ein großes nichtchristliches Mönchtum, das gerade in dieser Zeit der Kulturwende neue Lebenskraft zeigt. In dieses Mönchtum die Lehre des Christentums einzusenken, ist eine wahrhaft verlockende Aufgabe. Sie kann nur durch ein katholisches Mönchtum verwirklicht werden, das, wie es das Urbenediktinertum tat, seine Inspiration und Orientierung in vollkommener Anpassung und freier Entwicklung in der Umwelt findet. Nur so kann die „Taufe“ der indischen Zivilisation erfolgen, die Kern und Stern aller Anpassungspolitik ist und den Durchbruch des Christentums in die Massen des Volkes ermöglicht.